

Herausgeber:
B. St. Fjöllfross



Messenger National Prussien

Preußischer

Unabhängiges und liberales Blatt für Polemik im Kampf



seit 2003

Prussian Land Messenger

Landbote

gegen die Mikrobe der menschlichen Dummheit



Borussiam
et
veritatem
debere

Gazette für Politik, Kultur und Wirtschaft

ISSN 1613-8910

erscheint zu Brandenburg an der Havel

QVID AGIS PRVDENTER AGAS ET RESPICE FINEM

Bücher, Filmbesprechungen, Kultur

Volumen 02

(14.05.2004 - 12.07.2005)

*Der Preußische Landbote erscheint im B. St. Fjöllfross Verlag Brandenburg an der Havel
Willi-Sänger-Straße 52, D-14770 Brandenburg an der Havel, Preußen, Provinz Brandenburg,
e-Mail info@landbote.com, V.i.S.d.P. B. St. Fjöllfross
gesetzt in Garamond 9Pt,*

2. durchgesehene und überarbeitete Printauflage Juli 2011

Ballonfahren über der Lausitz

K. K. Bajun

„Ab jetzt wird es teuer“, sprach der passionierte Ballonfahrer Andreas Golze zu seinen soeben getauften Gästen. Ich runzelte die Stirn. Nein, nicht die Fahrt an sich war gemeint, zu der waren Frau Katzentraum und ich als Vertreter des Landboten vom Chef eingeladen worden.

Sehen Sie, das ist so: Wenn ein getaufter Ballonfahrer jemals in seinem Leben wieder vom „Ballonfliegen“ spricht, klingelt bei allen Angehörigen der Zunft eine Glocke – ähnlich der bei Lloyds – und der Urheber jenes falschen Zungenschlages löhnt seinen Lapsus Linguae umgehend mit einer Flasche Sekt.



Abb. 1 Frau Katzentraum und Herr Bajun (v.li.n.re.) im Ballon D-OMNB

Das verlangt eine Erklärung. Für uns deutsche Landratten ist „Fahren“ ein Begriff, der sich unbedingt an eine durch Räder und Reifen vermittelte Fortbewegung verknüpft. Das gäbe vielleicht im Wasser bei den Raddampfern einen Sinn und wenn man es weit ausdehnt, vielleicht noch bei denen Helikoptern oder Propellerflugzeugen. Aber daß ausgerechnet Ballons ‚fahren‘ sollen...? Das verstehe wer will! Die Ballonfahrer zerhauen diesen gordischen Knoten so: Fliegende Objekte erhalten ihren Auftrieb über die Vermittlung von Flügeln oder Tragflächen. (Flügel sind sich bewegende Tragflächen.) Schiffe und Ballone jedoch bewerkstelligen ihre See- oder Luftfahrt dadurch, daß sie leichter als das sie umgebene Medium sind oder werden. Da man also traditionell von Schifffahrt oder Seefahrt spricht, so haben auch die Söhne und Töchter der Gilde der Brüder Montgolfier diese Bezeichnung für sich übernommen und reagieren allergisch, wenn man in ihrer Gegenwart von einem „fliegenden“ Ballon spricht.

In diesem Falle wird dann der oben erwähnte Sekt fällig. Aber nicht nur hier spielt der Schaumwein eine erhebliche Rolle. Steht nach der erfolgreichen ersten Ballonfahrt die obligate Taufe der Erstfahrer an und haben alle wieder festen Boden unter den Füßen, dann machen Sie sich auf eine derbe Kontaktaufnahme mit den Elementen Feuer, Wasser (als Champagner in Form eines Wasserderivates) und Erde gefaßt. Doch diese Erfahrung machen Sie mal schön selbst! Bis es soweit ist, dürfen Sie ein zumeist unvergeßliches Erlebnis genießen. Das Schweben eines Heißluftballons über der Landschaft – mehr geht nicht! Das sanfte Abheben des Riesen über Ihnen, der getragen von erwärmter Luft, aufgeheizt durch starke Propangasbrenner, sich in den unermeßlichen Luftozean erhebt... Der Korb, in dem Sie stehen, wird zu einem winzigen Eiland inmitten der Unendlichkeit. Das Automobil, das den Ballon und dessen Zubehör an den Startplatz brachte und während der Ballonfahrt als „Verfolger“ fungieren wird, miniaturisiert sich auf der



Abb. 2 Der Startplatz wird kleiner Abbildung

einsamen Waldlichtung. Plötzlich streift der Korb die ersten Baumwipfel des umgebenden Waldes. Der Waldboden schimmert wie gefegt durch die Kronen der Bäume. So haben Sie den Wald sicher noch nie erlebt. Auch das Reh unter ihnen weiß so recht nichts mit der Situation anzufangen. Kommt der Jäger von rechts, rennt es nach links; kommt er von Süden, dann flitzt es halt nach Norden – aber was tun, wenn so ein riesiges Ding über ihm schwebt?

Unsere Augen verlassen den scheuen Waldbewohner und wenden uns der ferneren Umgebung zu. Die Klarsicht ist phantastisch. Hundert Kilometer und mehr werden uns offeriert. Im Nordosten grüßt die gigantische Kuppel der Halle von Brand herüber, weit entfernt erheben sich von Ost bis hinunter nach dem Süden die Rauchfahnen der Kraftwerke Jänschwalde, Boxberg und Schwarze Pumpe



Abb. 3 über die Wipfel gleiten

Cottbus zeichnet sich ab, mit seinen Vororten, den Wiesen, Feldern, Wäldern und Äckern der Lausitz, zwischen denen ab und an ein See hindurchschimmert. Ein Greifvogel zieht nahebei seine Kreise. Wir wissen, er würde aus unserer Höhe spielend eine Maus erkennen und wir bewundern, was für hervorragende Sehorgane die Natur erschaffen hat. Uns hilft das Fernglas. Für die Automobile auf der Chaussee, die wir gerade queren, brauchen wir es nicht. Den ausgestreckten Zeigefinger der Gören auf dem Fond sehen wir auch so. Er weist auf uns und wir hören die Kinderkehlen durch die Scheiben hindurch bläken: „Guck mal, Mama, da f...t ein Ballon!“ Ja, Mama, da bring mal Deinen Sprößlingen beizeiten bei, was der Ballon wirklich macht. Sonst wird's am Ende teuer für die Rangen. Noch teurer aber ist der schöne Sport für diejenigen, die ihn betreiben. So ein Ballon, bestehend aus Hülle, Korb oder Gondel, Brennern und Propangasflaschen,



Abb. 4 Fernsicht Abbildung

Gurtzeug, Funkausrüstung, Boden- Equipment und Kartenmaterial bringt es locker auf mehr als fünfzigtausend Euro. Daran hängt auch noch die Wartung, die von so versierten Leuten wie zum Beispiel dem LTB im sorbischen Kolkwitz übernommen wird. Hier werden Mensch und Material auf ihre Zuverlässigkeit und Belastbarkeit geprüft. Die Hülle eines Ballons beispielsweise ist nur für rund 500 Fahrstunden zugelassen. Das Team um



Abb. 5 Das Kraftwerk am Horizont

den ehemaligen Jagdflieger Herrn Uwe Tomschin, Herrn Eddi Mehlhose und die bezaubernde Lausitzfee Frau Kathrin Hopke sichern mit ihrer Arbeit und unterstützenden Vorbereitung die glückliche Heimkehr der Ballonfahrer.

Jetzt können Sie erlauben, warum man, wenn man sich für eine Ballonfahrt interessiert, mit etwa € 175,- bis € 200,- pro Person rechnen sollte. Dafür hat man – je nach Wetter und Landbedingungen – etwa eine halbe bis andertviertel Stunden Vergnügen pur.

Ach ja, das Wetter. Das ist launisch, wie wir alle wissen. Wenn Sie also mit einem Ballonfahrer einen Termin ausgemacht haben, dann versteifen Sie sich nicht auf diesen Zeitpunkt. Starker Wind, Gewitterstimmung oder ein sich näherndes Regengebiet würden ihnen sehr bald die Freude an dem Unterfangen verhaseln.

Hat es dann aber geklappt und sie besteigen an einem schönen frühen Morgen oder an einem lauschigen stillen Abend den Korb unter einem

Heißluftballon, dann freuen Sie sich, dann staunen Sie, dann saugen Sie die nächsten Viertelstunden in sich ein, so tief es immer gehen mag. Das ist etwas fürs ganze Leben. Warum sie nicht am Mittag starten können, wenn Sie gut ausgeschlafen haben und endlich Ihren Federn entronnen sind? Nun, das hat etwas mit der Thermik zu tun, die sich im Laufe des Tages unter der Erwärmung durch die Sonneneinstrahlung formiert. Luftmassen sind dynamische Gebilde. Sie strömen nicht nur horizontal, sie bewegen sich auch vertikal – die warmen nach oben, die kalten nach unten. Das führt zu Verwirbelungen und wenn Sie erst einmal inmitten des gewaltigen Äthers Ihre Winzigkeit so richtig gespürt haben, dann verstehen Sie, warum man sich bei der Natur ein paar schöne Minuten ausborgen, nie aber erzwingen kann.

Die Nacht hingegen ist zwar häufiger verhältnismäßig frei von Thermik und Windbewegungen, allein die ungleich schlechtere Sicht für den Ballonführer und natürlich auch seine Gäste machen einen späten Aufstieg in den dunklen



Abb. 6 keine nassen Füße..

Stunden unattraktiv. Ein Tip noch für die Wirtschaftskapitäne: Ein Ballon ist eine riesige, beinahe konkurrenzlose Werbefläche. Sein fast unbewegtes Hängen am Himmel macht ihn zu einem zuverlässigen Blickfänger oder auch Eyecatcher. Tun Sie, wenn Ihr Ressort es Ihnen erlaubt, sich und diesem schönen und umweltfreundlichen Sport einen Gefallen und sponsern Sie den Ballonisten eine Hülle, versehen mit Ihrem Logo.

Der Landbote würde was dafür geben, wenn er immer wieder mal im Jahr so einen sanften Riesen mit seinem Zeitungskopf und Wappen versehen auf Reisen schicken könnte. Der Werbeeffect ist tausendmal intensiver



Abb. 7 zauberhafte Heimat



Abb. 8 Tannenwipfel über einem Lausitzmorgen

und beständiger als jedes Plakat auf einer Litfaßsäule und jedes gekünstelte Grinsen von Schauspielschülern oder verkrachten Mimen in einem Spot der Television. So, das wollten wir auch noch mal gesagt haben. Und jetzt klappen Sie den Bildschirm zu, oder schalten Sie ihn ab und dann machen Sie mal einen Kassensturz – und wenn's die Geldkatze hergibt, dann machen Sie sich und Ihren Lieben eine Freude, über die Sie noch reden werden, wenn Sie dereinst weißes Haupthaar ziert.

Wir danken Herrn Golze und Herrn Tomschin für einen großartigen Morgen über der Lausitz im Ballon D-OMNB und gestatten uns, Ihnen unsere ausgezeichneten Erfahrungen mit den beiden Unternehmen weiterzureichen, mit denen wir in Kontakt zu treten das Vergnügen hatten:

Ballonfahrten „Sanfte Riesen“
 Betreiber: Herr Andreas Golze
 Lizenziertes Luftfahrtunternehmen MV-011
 Dorfstraße 55 D-18184 Roggentin über Hansestadt Rostock
 Fernsprecher +49 38224 802 57
 0175 / 8431626
 038204 / 74665
 0385 / 7605766
<http://www.SanfteRiesen.de>; <http://www.OPEE.de>
 E-Mail: info@SanfteRiesen.de

Lausitz Ballonfahrten GmbH
 Ein nicht alltägliches Abenteuer mit Tradition; Cortbus & Dresden
 Lizenziertes Luftfahrtunternehmen BB-101
 Herr Tomschin
 Herr Mehlhose
 Limberger Hauptstraße 5
 D-03099 Kolkwitz-Limberg
 Fernsprecher +49 35604 4 11 44
 Fax +49 35604 4 07 24
<http://www.lausitz-ballonfahrten.de>
 E-Mail: lausitz.ballon@t-online.de

Gräfin Sabine, Kühn auf grüner Flur sanft die Wipfel streifend in den klaren Lausitzhimmel emporschwebende Ballonfee von und zu Ruben.

Baron Micha, fern der preußischen Heimat keine Mühen scheuend, um als fahrender Landbote wie einst Quasimodo am Glockenseil das gelbe Ungethüm darniederzuzwingen; von und zu Kolkwitz.

(Taufnamen nach erfolgter Ballonfahrtaufe
 von Lektorin Frau Sabine Katzentraum und Redakteur Michael L. Hübner.)

Baudolino

von Herrn Umberto Eco

Don M. Barbargia

Er ist ein unermüdlicher Erzähler, dieser piemontesische Professor der Semiotik an der Bologneser Universität. Immerfort drängt es ihn, den Sprachwissenschaftler und Historiker, von seinem Wissen abzugeben, mitzuteilen, wohl wissend, daß die Mehrheit der Bevölkerung wenig an der Historie der europäischen Vergangenheit interessiert ist.

Diesem Umstand trotzte er mit seinem 1980 in Italien erschienen Buch „Der Name der Rose“ überraschend einen Welterfolg ab, der die unmittelbar darauf einsetzende und stantepede ausufernde Mittelalterhysterie in sein Kielwasser zog. Viel verspinnerter Mumpitz wurde da geboten, die kitschigen und realitätsfernen Colorschinken Hollywoods der Fünfziger und Sechziger grüßten nachgerade von jedem bedruckten Blatte.

Nicht so bei Eco. Er scheint über einen enormen Wissensfundus zu gebieten, und über ein großes schriftstellerisches Talent obendrein. Dennoch machen wir seinen Werken wenig Hoffnung: sie sind einfach zu gut! Sie sind nur lesbar für ein Publikum, dessen IQ den eines Pausenbrottes übersteigt und die über ein akzeptables Maß an Vorbildung verfügen. Die Schicht dieser Zielgruppe dünnt sich jeden Tag mehr aus. Wir mutmaßen, daß Werke wie „Das Foucault'sche Pendel“ und der „Baudolino“ nurmehr vom Namen des Autors, respektive vom Erfolg seines „Namens der Rose“ zehren, gleichwohl sie weitaus tiefgründiger, bedeutungsvoller und fordernder sind.

Baudolino, oder ins Deutsche übersetzt „Balduinchen“, ist ein Bauernjunge aus just der Stadt, aus der auch Herr Eco stammt – aus Alessandria im Piemont. Er ist ein blitzgescheiter und sprachbegabter Bauernjunge des zwölften Jahrhunderts, den ein Zufall aus seiner nebligen Heimat in den Dunstkreis der Machtzentrale des Heiligen Römischen Reiches befördert: an den Hof Friedrichs I. Barbarossas. Baudolino teilt die Ära des Staufers, wird zu seinem Adoptivsohn, wird zu einem abenteuerlichen Reisenden des Hochmittelalters, zu einem Erzähler, zu einem verschmitzten Lügenbold, der dennoch der Wahrheit immer ein Stück näher ist, als seine Umgebung. So schafft er es auf wundersame Weise, daß sich seine Lügenmärchen Stück um Stück materialisieren, Wirklichkeit werden, zurückwirken, er gleichsam an die Gespinste seiner Phantasien zu glauben beginnt.

Das Schelmische an dem Buch begegnet uns im Schelm selbst, der völlig unpräntiös und jeglicher Macht und Gewalt abhold, doch die Geschicke des Reiches maßgeblich beeinflusst.

Nie zuvor haben wir aufgelockerteren Geschichtsunterricht genossen, der dennoch nichts an Fakten und Hintergründen der Taten Barbarossas vermissen ließ. Herrn Ecos Kunstgriff besteht darin, daß er die Ideen vieler dem Hirne eines Einzigen – seines Baudolino – entspringen läßt. Sie gleichsam fokussierend, läßt er uns erkennen, daß die Menschen des angeblich so finsternen „Mittelalters“ keineswegs tumbe Tröpfe waren, sondern hellwache Leute, deren Einfallsreichtum und Überlebenswillen, deren enormem Blutzoll wir letztendlich unser heutiges Leben verdanken. Und das in jeglicher Hinsicht! Bei der Lektüre mußten wir so manches Mal an den berühmten Schmetterling denken, dessen Flügelschlag auf der anderen Seite des Ozeans einen Wirbelsturm auslöst. Die Banalität der Macht, die allzuoft hoffärtig in des Kaisers neuen Kleidern einherstolzert, wird uns vorgeführt, wie in einer Burleske der Comedia del'Arte. Parallel dazu entführt uns Herr Eco mit sachter Hand in die Geistes- und Vorstellungswelt

des Mittelalters, die von anderen Dimensionen geprägt war, als wir es uns heute auch nur ansatzweise vorstellen könnten. Das Traumreiseziel des europäischen Mittelalters aber war der Ferne Osten, der dem Vernehmen nach ein sagenhaftes Riesenreich unter der Rigide eines noch sagenhafteren Priesterkönigs namens Johannes beherbergen sollte. Eine Reise von Rom nach Paris dauerte schon mehrere Wochen und war im Allgemeinen mit großen Gefahren und Strapazen verbunden. Das ging nicht vom Leonardo-da-Vinci-Flughafen bis Orly in knapp anderthalb Stunden; Fahrt von Orly zum Eiffelturm doppelt so lang. Von den Königreichen der Khmer, den wahren Verhältnissen Indiens oder dem noch fernerer Siam ahnte man nichts. Es war schon viel in der Zeit der Kreuzzüge, daß man überhaupt den Namen Indien kannte. Das Aussehen der Welt, wie es in einigen Köpfen wie dem des byzantinischen Theologen Kosmas Indikopleustes herumspukte, war schlicht kurios. Es bezog sich in kruder Logik auf den noch kruderer Heilsplan, wie er aus der Bibel herausgelesen wurde. Eine Welt jenseits der Evangelien war schlicht nicht denkbar.

Nun hatten wir einmal das Vergnügen, die berühmte Weltkarte von Hereford an der walisischen Grenze in Augenschein nehmen zu können, die sich redlich Mühe gab, das damals bekannte Wissen um die Geographie zu schildern. Doch dieses Unikum stand nur den auserlesensten Köpfen jener Zeit ansichtsweise zu Diensten. Nach ihr zu reisen, wäre schon ein gewagtes Unterfangen gewesen, das Modell des Indikopleustes aber einer Reiseplanung zugrunde zu legen, das war schierer Irrsinn.

Dennoch versuchten es immer wieder Leute, wie unter anderem der berühmte Marco Polo aus Venedig. Das Ziel dieser Unternehmungen war meist merkantiler Natur. Gefördert aber wurden sie oft durch weltliche oder geistliche Potentaten, die hofften, entfernte Herrscher vor ihren persönlichen Karren gegen ihre okzidentale Konkurrenz einspannen zu können. Einer dieser Phantome war der legendäre Priesterkönig Johannes, der im fernen Osten eben über ein perfektes und unermeßlich großes - natürlich christliches - Reich herrschen sollte und zum Objekt der gleichzeitigen Begierde sowohl des Papstes, des byzantinischen Basileus als auch des abendländischen Kaisers wurde. Selbstverständlich ging man davon aus, daß die dortigen Verhältnisse denen des bekannten Umfelds gleichen. Ergänzt wurde das imaginäre Reich durch eine Anzahl von Fabelwesen, wie Einfüßler, Kopflose, Hundsköpfige, Giganten, Vogel Roch, Greifen und Chimären und weiß der Teufel was noch für abartige Ausgeburten menschlicher Alpträume.

Lachen sie nicht! Sehen Sie sich statt dessen die alten, mittlerweile in den Kultstatus erhobenen Folgen von Raumschiff Enterprise an! Das ist eine 1:1-Transposition der mittelalterlichen Erzählungen. Nichts anderes als dieses Konzept wurde schon vierzig Generationen vor unserer Zeit in Szene gesetzt.

Da sich bei unserem Helden Realität und Fiktion nach den damals durchaus üblichen Maßstäben vermischen, spielt es keine prägnante Rolle, daß Baudolino letztendlich einen Vorposten dieses Sagenlandes erreicht und all jenen Fabelwesen auch wirklich begegnet, die er aus seinen Studienjahren an der Pariser Hohen Schule kennt. Die spätmittelalterlichen Lügenbarone und „Reise“-schriftsteller Herzog Ernst und John de Mandeville lassen grüßen.

Des Autors nächster Streich ist nahezu grandios: Er verteilt die verschiedenen frühchristlichen Sektenlehremeinungen auf ebenjene Fabelvölker und zeigt, daß selbst in weitester Ferne die Probleme, die Menschen untereinander haben, ewig dieselben sind. Und ähnlich wie im „Julian Apostata“ des Dimitrij Mereschkowski führt er uns anschaulich vor Augen, wie erbittert

die „Christen“ um ein winziges Jota eines einzigen Begriffes zu streiten in der Lage waren. Wir erfahren im weiteren Verlauf und im Zuge der Eroberung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer von den Greueln, die lateinische Christen an ihren griechischen Glaubensbrüdern verübten, wo sie doch geschworen hatten, den sauren Mauren das Heilige Grab zu entreißen. Wir erfahren von der zweifelhaften Herkunft vieler Reliquien, die dem abendländischen Klerus so unendlich viel Geld in die Kassen spülten. Wir verstehen, warum es beispielsweise in Europa so viele Splitter vom wahren Kreuz Christi gibt, daß man damit einen ganzen Wald darstellen könnte; warum so viele Köpfe des Täufers Johannes kursieren, daß selbst die griechische Hydra vor Neid erbleichen würde. Und letztendlich erzählt uns Herr Eco in einer überraschenden Wendung seine Version von den wahren Hintergründen des ominösen Todes Kaiser Friedrich Barbarossas in den Fluten des kleinasiatischen Flusses Saleph.

All das liest sich spannend, wengleich mitunter etwas zähflüssig, besonders, wenn sich Herr Eco endloser Aufzählungen bedient, die aber im Mittelalter durchaus nicht unüblich gewesen zu sein scheinen. Es ist ein unterhaltsamer Streifzug zu den Wurzeln des „christlichen“ Abendlandes, der dem Interessierten einigen Genuß verspricht.

Das Fischkonzert

von Herrn Halldor Laxness

**Behalte einen klaren Verstand und ein reines Herz!
Mißtraue dem Schnaps und großen Worten!**

K. K. Bajun

Der letzte Artikel des Jahres 2004 soll es werden. Und dieses zweite Jahr des Landboten soll von einem besonderen Buch beschlossen werden – und von einem besonderen Autor. Ihm, dem würdigen Nachfolger der großen isländischen Barden, dem Mann, der in seinen Werken die unerhörte Wucht altnordischer Sagas erneut zum klingen brachte – und das mit leiser und angenehmer Stimme – Halldor Laxness, der Nobelpreisträger vom nördlichen Polarkreis.

Es gibt solche und solche Nobelpreisträger. Solche, deren Werke wir nicht verstehen und somit zu beurteilen uns nicht erlauben dürfen. Solche, die um ihres kämpferischen Mutes willen geädelt wurden und solche, die wirklich Großes schufen und sich damit einen Platz im literarischen Gedächtnis der Menschheit errangen. Günther Grass ist so einer, und vielleicht auch der später von den Nazis leider so verblendete Knut Hamsun.

Doch dieser hier, der Sohn Snorri Sturlsons und Arne Saknussems, der Sohn der rauhen Insel im Nordatlantik, dieser hier ist besonders! Der Nobelpreis zielt ihn nicht – der Nobelpreis für Literatur erhält seinen Glanz durch Halldor Laxness.

„Das Fischkonzert“, neben der „Islandglocke“ und „Am Gletscher“ wohl sein bekanntestes Buch, gehört zu den ganz großen Werken der Menschlichkeit. Martin Anderson Nexö schuf mit seinem „Pelle der Eroberer“ ähnliches, verlor aber im zweiten Teil dieses Opus an Atem und versandete. Nicht so „Das Fischkonzert“. Gerade der Schlußakkord, so sanft und zart angeschlagen, dröhnt wie die letzte verhallende Note der großen Toccata und Fuga in d-moll des Meisters durch eine norddeutsche Hallenkirche. Hier greift ein Schreibender nach der menschlichen Seele. Und wessen

Seele darauf keine Antwort weiß, die mag sich zu den Verlorenen zählen, die dahingaukeln und schaukeln im Ozean der Ewigkeit. Eine Sprache wendet ihre Worte an uns, die sich wie warmer Regen über eine Wüste ergießen und in wenigen Stunden die zauberhafteste Blütenpracht zum leuchten, strahlen, funkeln bringen.

Ja, dieses Buch hat seinen Platz eingenommen im Pantheon der ganz großen Werke der Menschheit. Gilgamesch, Ilias, Odyssee, Tristan und Isolde, Die Nibelungen oder die Artussage, der Faust und viele Werke, die unter dem Namen Shakespeares publiziert wurden, schmücken als Vertreter der abendländischen Hochliteratur diese unsichtbaren Hallen.

Doch weiter hinten, im Allerheiligsten, gleich neben dem „Parzival“ des Herrn Wolfram von Eschenbach und dem schelmisch zwinkernden „Ahasver“ des Herrn Stefan Heym, da leuchtet dieser Stern, der so ganz anders von den Beziehungen der Menschen untereinander, von der Liebe und dem Leben singt.

Drei Menschen auf der sturmumtosten Insel Island im Nordatlantik sind die Hauptprotagonisten: der Erzähler Alfgurimur Hansson, seine Großmutter und der Großvater.

Sie sind einander nicht verwandt – auf diesen besonderen Punkt achte man mit ehrfürchtigem Staunen – und dennoch ist das Band ihrer Liebe so präsent, so gewaltig, daß die alten Nordland-Sagas, wie die von den Völsungen beispielsweise, die von Sippentreue künden und solcher, welche auf Schwüren und Eiden besteht, verblassen wie die Frühsonne im Morgendunst.

Leise und zart bringt Herr Laxness diese gewaltigen Trossen zum Klingen, ein Hohn auf die finsternen, ihre Dumpfheit in die gequälte Welt hinaus grölenden Heroen des Arno Breker, welcher mit seinen braunen Spießgesellen den Norden vor den Augen der Welt diskreditierte.

Der alte Björn vom Brekkukot, einem kleinen, einer untergegangenen Epoche zugehörigen zweieckigen Grassodenhof vor den Toren Reykjaviks, lebt mit einer Frau zusammen, die der Erzähler nie anders denn seine Großmutter nennen wird. Kein Sakrament einer Ehe stört diese jahrzehntelange Beziehung zweier einfacher alter Leute, die das Christentum im Herzen, nicht auf der Zunge führen.

Und obwohl sie sich beide einem wortlosen, pragmatisch zu nennenden Christentum verschrieben haben, bar jeden Rituals, leuchten uns aus diesen beiden Figuren die alten Götter hervor, die Urmutter und das liebevolle Antlitz des Schöpfers dieser Welt.

So ärmlich ihr Hof auch immer erscheint, so ist er doch der Anlaufpunkt für viele Menschen, die auf der Durchreise sind. Menschen, die durchaus längere Zeit verweilen. Geld? Niemand fragt danach. Sie werden beherbergt, so lange sie eben eines Daches über dem Kopf bedürfen. Und so kommt der kleine Alfgurimur nach Brekkukot.

Eine junge, hochschwängere Frau auf dem Weg nach Amerika gebar ihn dort, während sie auf die Passage wartete. Sie gab ihm den Namen Alfur, die Großmutter setzte den Namen Grimur hinzu, die Frau fuhr ab – der Junge blieb. Wie selbstverständlich. Die Großeltern nahmen sich seiner an. Sie zogen dieses völlig fremde Kind auf, als sei es ihr eigenes, und es gab nicht einmal den Ansatz einer Frage nach der Bedeutung der Verwandtschaft des Blutes. Mußte der Herr Seinen Sohn Jesus Christus ans Kreuz geben, damit diese beiden Menschen Sein Werk in ihrem Tun und Treiben rechtfertigen?

Sicher nicht. Diese beiden waren so wie sie waren. Sie waren zwei Leuchttürme, zwei eherne Felsen inmitten des weltumspannenden, giftig brüllenden Ozeans der menschlichen Dummheit, der Gier, der Habsucht, des Geizes, des Neides und des engstirnigen Vorurteils. Um diesen Dreistern herum sind die anderen Figuren gruppiert: der alte Hafenmeister, der die Toilette am Hafen wartet, der Kaufmann Gudmundsen als Vertreter der neuen, über Island anbrechenden Zeit des kühl rechnenden Merkantilismus, dessen Tochter, der uralte Pfarrer Johann, die alte, blinde und beinahe taube Kristin im Küsterhaus und vor allem, ja vor allem Kristins Sohn – der Sänger Gardar Holm, der seinem wahren Namen Gorgur Hansson nach wohl ebenfalls ein Findelkind gewesen war, ausgesetzt von einer Frau, die nach Jütland ausgewandert, aufgezogen von der alten Kristin.

Dieser Mann ist die wohl tragischste Gestalt dieses Buches. Ein verführendes Vor- und Spiegelbild des heranwachsenden Alfgurimur. Ein junger Mensch, der als Ladenschwengel im Gudmundsenladen seine sowohl erstaunliche als auch nebulöse Karriere als „Weltopernstar“ und international gefeierter Meister des reinen Gesangs begann, dann aber an sich selbst und seiner unwürdigen Rolle als ausgehaltenes Reklameschild dieses aufstrebenden Unternehmens zugrunde ging, und schließlich unter der Fassade des Nicht-Seienden zusammenbrach.

Um diesen Gardar Holm herum hatte der Kaufmann Gudmundsen ein Potemkinsches Dorf errichtet. Die Fassaden dieses Trugbildes gaukelten den Isländern vor, daß Holm ebenjener Tenor sei, der auf den großen Bühnen der Welt gefeiert wurde. „Seht her, dieses Talent entsprang unserem Geschäft, von uns wurde er protegiert, von uns gefördert, er ist einer der Unsrigen und seine Kunst ist unser Beitrag zur nationalen Kultur.“

Das war des Kaufmanns geschäftsfördernde Botschaft. Holm hatte dieser Lüge mit seiner Person zu dienen. Singen konnte er nicht einmal die Tonleiter. Doch was tat das? War er fort, dann war er für die Isländer in Paris, Mailand und New York. Zuhause feierte man ihn – und natürlich den Schirmherrn des großen Sohnes der Insel – den tüchtigen Kaufmann Gudmundsen. Doch irgendwann platzt jede Lüge. Je mehr man sie aufblies, desto fürchterlicher wird hernach der Knall...

Den verwinkelten Lebenspfaden dieses Gardar Holm stellt Herr Laxness die unbeirrbar Gradlinigkeit des Großvaters gegenüber, das Vorgeben eines schönen Scheins findet in der ehrlichen Auseinandersetzung mit dem Bestehenden seinen Kontrapunkt. Die unbedingte Integrität dieser alten Welt ist es, die den suchenden Alfgurimur mit unsichtbarer aber starker Hand schützt, vor den Fallstricken und Verirrungen des Lebens. Wer im Herzen anständig ist, dem kann die Bosheit der anderen auf Dauer wenig anhaben.

Und so begleitet das Buch wie eine Autobiographie den heranwachsenden Alfgurimur durch seine Kindheit und Jugend bis zu dem Tag, da er Island verläßt, um etwas zu lernen im Ausland. Immer und immer wieder stemmt sich die Reinheit, das urwüchsig Gute den verlockenden und versuchenden Sirenentönen der Lüge, den falschen Versprechungen einer verlogenen Welt entgegen und obsiegt zum Schluß. Während der Trug heimkehrt nach den Jahren der Verirrung, um zugrunde zu gehen an seinem Ausgangspunkt, strebt das Wahre und Gute hinaus in die Welt.

Seine Wurzel in Island zwar wird gerodet, der Brekkukot als gleichsam magische Quelle dieses Guten verschwindet mit der Abreise Alfgurimurs. Das Drehkreuz, das den „kleinen Hof am Hang“ von der anderen Welt trennt, von der Welt des Merkantilismus, der verlogenen und gewinnsüchtigen Reklame, dieses Drehkreuz und der dahinter liegende Brekkukot müssen einem Neubau des Kaufmanns Gudmundsen weichen.

Doch die Saat dieses Hofes wird nicht untergepflügt oder überbaut. Sie ruht im Herzen Alfgurims und findet durch ihn Verbreitung und einen Neuanfang. Selbst das Angebot Gudmundsens, dem Studenten Alfgurimur Hansson fünf Jahre lang ein Auslandsstipendium zu gewähren, um somit die Kontinuität der verlogenen Welt, das Scheitern des Gardar Holm aufrechtzuerhalten, wird zurückgewiesen.

Wie in der christlichen Mythologie der Pelikan sein eigenes Fleisch, sein eigenes Herzblut gibt, um seine Jungen zu atzen, so gibt sich auch der Brekkukot in seinem letzten Atemzuge dahin, anerkennend, daß er diesen einen Kampf auf den Feldern vor Reykjavik verloren hat, um am Ende die Schlacht auf den Feldern von Armageddon (oder auf dem Wigridfelde?!) zu gewinnen. Die Korruption als letzter Versuch des Schlechten, das Gute und Reine in seine Tiefen zu ziehen, mißlingt. Die Integrität des Grals, dessen Heimstatt wir eher im Brekkukot denn in Montsalväschen vermuten dürfen, bleibt unangetastet, unbefleckt und souverän. Eine weitere Grundbedeutung des Buches und seinen Wert glauben wir in einem Gespräch zu finden, welches der als ebenfalls gute und gerade Persönlichkeit angelegte Hafnenmeister mit Alfgurimur führt.

Es heißt da: „...in den Sagas wird ein Unterschied zwischen Menschen und Ereignissen gemacht. Dort gibt es Helden und kleine Leute. Dort gibt es große Ereignisse und Kleinkram. Oder besser gesagt, kleine Leute und Kleinkram dürfen in den Sagas eigentlich gar nicht vorkommen. Mich hingegen hat das Leben gelehrt, keinen Unterschied zu machen zwischen einem Helden und einem kleinen Mann, zwischen großen Ereignissen und Kleinkram...“

Und doch erhebt sich das Thema des Fischkonzerts himmelweit über die banalen und immer wiederkehrenden Sujets der alten Geschichten, deren Grundaussage wohl in allen Zeiten sein wird: Je mehr geschworene, gelogene und geheuchelte Liebe, je mehr Blut und Verrat, desto gewaltiger das Ansehen des Werkes. „Das Fischkonzert“ jedoch postuliert zu diesen Erbärmlichkeiten eine lebendige Antithese. Wir können diesem Buch nicht gerecht werden. Es ist zu groß für uns. Kann man „die Kunst der Fuge“ mit einem gestümperten Liedchen auf der Blockflöte loben?

Aber wir können sagen: „Da ist ein Buch! Ein Buch wie ein Mensch! Und wer eine Seele in sich fühlt, der sollte es lesen und dann, dann sollte er beherzigen, was darinnen geschrieben steht. „Daß es nämlich gut sei und schön, zu singen... besonders, wenn man nicht höher hinaus wolle, als am Grab für Menschen zu singen, die kein Gesicht hatten.“ So sagte es der alte Pfarrer Johann dem Alfgurimur. Denn diesen wird ein Gesicht zurückgegeben, ein Gesicht, das sie verloren, da sie mehr sein wollten, als sie waren.

Und das ist die wichtigste Lehre, die wir daraus ziehen. Ein Gesicht können nur die Menschen haben, die auf ihrem Platz das Beste geben, Tag für Tag und ohne Unterlaß, mit einem Gleichmut des Herzens, wie es der alttestamentarische Prophet Micha benannte, als seine Stimme den nach mehr und anderem strebenden Israeliten entgegendonnerte: Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was der Herr von dir fordert, nämlich, Gottes Wort halten, Liebe üben und demütig sein vor deinem Gott!

Die Buchläden sind überschwemmt von Leitfäden für alle Lebenslagen. Das allermeiste davon ist nutzloser Tinnel, Schund, trivialer Mist! Dieses hier, dieses Buch, dessen deutscher Titel „Das Fischkonzert“ lautet, dieses Buch taugt zu einem solchen Leitfaden. Es taugt für ein ganzes Menschenleben. Und es ist so gut wie die Bergpredigt. Es ist ein Geschenk an die Menschheit. Wer es kann, der sollte es annehmen!

Das Foucaultsche Pendel

von Herrn Umberto Eco

in der Übersetzung durch Herrn B. Kroeber

Carl Hanser Verlag München und Wien,

ISBN 3-446-15395-0

Scholcher M. Druckepennig

Für Kleinkinder gibt es sogenannte Plasteporellos, lange, gefaltete, weiche Buchschlangen, deren „Seiten“ nicht zentral geheftet werden, sondern sich aneinander reihen und meist Motive von verschiedenen Tieren zeigen, die zumeist nach dem Disney'schen „Kindchenprinzips“ konzipiert wurden. Das nennt man altersgerecht. Nun nehmen Sie mal so einem Zweijährigen diesen Plasteporello fort und geben ihm statt dessen, sagen wir mal, ein Gedichtband von Eva Strittmatter oder die „Göttliche Komödie“ von Dante Alighieri. Viele werden Ihnen einen Vogel zeigen, progressive Mütter werden Sie anfauchen, die Kinder werden mit dem Buch alles Mögliche anstellen, nur lesend den Sinn erfassen, das werden sie mit Sicherheit nicht. Der Grund liegt auf der Hand: Weder die geistige Reife, noch der Bildungs- oder Erfahrungsstand des Kleinkindes würden dieses auch nur im Entferntesten befähigen, der Poesie Frau Strittmatters oder des italienischen Nationaldichters angemessen zu begegnen.

Warum dieses Gleichnis? Sehen Sie, mit den Erwachsenen verhält es sich nicht viel anders. Abgesehen von der grassierenden Legasthenie bedient der breite Büchermarkt vorwiegend eine Zielgruppe, für die schon die Elementarstufe der Grundschule ein Fegefeuer war. Anspruchslos präsentiert er sich, seicht, auch für geistig Minderbemittelte durchaus erfaßbar. Szenen aus deren täglichem Erlebensbereich werden in der Manier des berüchtigten Ohnsorg-Theaters in kunstlosem Deutsch dahergeleiert und die Konsumenten in der U-Bahn oder am Strand glauben tatsächlich, sie würden Ihre Zeit mit Lesen verbringen. Das genau tun sie nicht. Sie schlagen ihre Zeit um eine Nuance kultivierter tot, als wenn sie vor der Glotze abhängen würden. Lesen bedeutet Arbeit. Lesen bedeutet Verstehen, Hinterfragen, Suchen, kritisches Auseinandersetzen, Umdenken, Neudenken, überhaupt – Denken! Alles andere ist konsumieren oder buchstabieren.

Aus dieser Tiefebene gedruckten Schwachsinn erheben sich dann vereinzelte Gebirgszüge von anspruchsvolleren Werken, die der Mehrheit der des Buchstabierens Kundigen bereits aus Gründen geistiger Trägheit verschlossen bleiben. Von Vorkenntnissen, die zum Erfassen des Sujets mitunter notwendig sind, wollen wir schon an dieser Stelle schweigen.

Und dann leuchten am Horizont jene schneebedeckten Achttausender-Gipfel der alten und der modernen Hochliteratur auf, verfaßt von Autoren wie beispielsweise Hesse, Montaigne, Gracian, von Eschenbach, Laxness, Hemingway, Auster, Keyes, Heym, Roth, Kafka, London, Grass, oder eben Eco. Dieser Mailänder Professor ist ein Barde des überschäumenden Geistes. Er weiß nicht mehr wohin mit dem, was er weiß. Also entspannt er sich ein wenig und packt's in Bücher, die dann auch noch Welterfolge werden, wenn er sich denn dazu versteht, die Diamanten seines wahrhaft gigantischen Wissensfundus' in gemütlichem Plauderton oder aber spannungsgeladener Atmosphäre – je nach Bedarf – zu veröffentlichen.

So geschehen im „Namen der Rose“, dessen Verfilmung durch den Eichinger Bernd zu einem Kinokracher wurde und eine regelrechte Mittelalterhysterie auslöste, woran, wir geben es verschämt zu, die wohlgeformten Brüste der Valentina Vargas nicht unerheblich beitrugen.

Und wer lugte da verschmitzt um die Ecke und ließ zu diesem göttlichen Anblick die klingenden lateinischen Verse „Pulchra enim sunt ubera, quae paululum supereminent...“ deklamieren? Umberto Eco ist's, der es sich ums Verrecken nicht verkneifen kann, diese Gewürzkörner des Geistes einzustreuen. Und er wird wohl wissen, daß in Vielen ein bitterer Nachgeschmack verbleiben wird, wenn sie sich anlässlich des Zerbeißen dieser Spezereien der defizitären eigenen Bildung schmerzlich bewußt werden.

Im „Foucaultschen Pendel“ treibt Herr Eco diese kleine Marotte nun zu sublimer Blüte. Hier zieht er alle Register! Alle? Na, wir glauben, der Mann ist noch nicht am Zenit seiner Möglichkeiten angelangt.

Dennoch bewundern wir die Kühnheit der Verlagshäuser Bompiani zu Mailand und Carl Hanser zu München und Wien (letztere brachten das Buch in einer exquisiten Übersetzung durch den Köhner Burkhard Kroeber heraus), die diesen neuen Folianten auf dem überschwemmten Büchermarkt plazierten.

Sicher, der „Name der Rose“ löste einen Verkaufsstrudel aus, gleich einem Malstrom, der alles, was auch nur nach Eco roch, mit sich zog. Die Frage, die ich neugierig zu stellen wage, ist, in wie vielen Haushalten das „Foucaultsche Pendel“ das Bücherregal ziert, und von wie vielen Besitzern dieser 754 Seiten starken Kostbarkeit es dann auch tatsächlich gelesen wurde. Ich meine wirklich von der ersten bis zur letzten Seite. (Ich beispielsweise habe es am 23. September (- Herbstäquinoktium!!!) des Jahres 1992 gekauft, angelesen, gestöhnt: „Hic limes mei est!“, es aus der Hand gelegt, immer mal wieder ehrfürchtig angesehen und erst im November 2004 erneut in Angriff genommen. Am Zweiten Weihnachtsfeiertag dieses Jahres konnte ich mich dann ins Gipfelbuch eintragen, doch war die Gipfelaussicht zugegebenermaßen noch immer von dichtem Nebel eingeschränkt.) Wenn ich diese Erfahrungen zugrunde lege, (und ich zähle mich nicht zu den Ungebildetesten der Nation), dann erscheint mir die fernere Spekulation interessant, wieviele seiner Leser letztendlich wirklich komplett den Sinn und die Hintergründe des opulenten Werkes erfaßt haben. Aller Wahrscheinlichkeit nach gebe ich mich bei der Beantwortung dieser Frage schon in die Region der literarischen Stratosphäre.

Hier ist die Luft verdammt dünn. Denn das „Foucaultsche Pendel“ fordert seinem Leser alles ab. Angefangen von einer umfangreichen Allgemeinbildung gerade in Bezug auf religions- und kulturgeschichtliche Aspekte des Abendlandes und des vorderen Orients. Ferner sollte der Leser mit einem ordentlichen Basiswissen in den wichtigsten europäischen Sprachen gewappnet sein: Fundiertes Latein, Französisch, Englisch und Deutsch wären schon mal nicht schlecht, denn ganze Passagen kommen schon mal in einer anderen als der Muttersprache daher – das hat was, zugegeben, aber wer da nicht mithalten kann, der muß sich nicht wundern, wenn ihm am Ende seiner literarischen Entdeckungsreise einige fehlende Puzzelteile den Gesamteindruck trüben. Herr Eco ist da ziemlich gnadenlos: „Du willst mein Buch lesen? Nur zu! Aber du richtest dich nach mir, mein Freund, und nicht umgekehrt.“ Eine fürwahr ungewöhnliche Haltung für einen verkaufsorientierten Autor.

Ja, für einen solchen schon! Ich aber kann mich des Eindrucks nicht erwehren, die Verkaufszahlen seien für diesen Mailänder Professor angenehme aber nichtsdestotrotz läßliche Begleiterscheinungen. Er will plaudern, er will sich seinen intellektuellen Drang zu fabulieren von der Seele schreiben. Er verhält sich so ähnlich wie die Betreiber des SETI, des Programms zur Suche nach außerirdischer Intelligenz: Diese Radioastronomen senden über elektromagnetische Wellen Nachrichten ins All. Und wenn es draußen eine

Lebensform gibt, die in der Lage ist, mit den empfangenen Signalen etwas anzufangen und sie eventuell sogar zu reflektieren, dann ist es gut, und wenn nicht, na, dann ist es eben auch gut. Was soll man machen?

Dieser Menhir Eco aber, der die Strahlen seines Geistes und seiner enormen Bildung in alle Welt schickt, dünkt mich von einer beinahe dämonischen, um nicht zu sagen: Friedmann'schen Arroganz. Und das ist nicht mal böse gemeint. Arroganz ist zwar selten eine lobenswerte Eigenschaft, ist sie doch das Gegenteil der Kardinaltugend Demut, dennoch gibt es einige Charaktere, denen sie ganz gut zu Gesicht steht – wie etwa die Prinz-Heinrich-Mütze dem Altkanzler Helmut Schmidt. Das ist die Arroganz der Gebildeten und nach Bildung Strebenden über die Tumbheit der Masse. Das ist die kluge Arroganz im Gegensatz zu der Arroganz der Dummen, hinter der oft nichts anderes steht als rohe Gewalt. Denn die kluge Arroganz setzt sich in unbarmherzige Opposition zur Mikrobe der menschlichen Dummheit – und gegen diesen Feind ist jede Waffe erlaubt.

Da ich nun auf die Komplexität und den hohen Anspruch des „Pendels“ aufmerksam gemacht habe, warne ich den Leser, der sich dieser Herausforderung nicht gewachsen fühlt, eindringlich vor der Lektüre. Wessen Verstand nicht gerüstet ist, wer oft ein Opfer seiner Leichtgläubigkeit wird, der könnte durchaus Gefahr laufen, nach dem Genuß dieses einem Fliegenpilz von verführerischer Schönheit sehr ähnlichen Werkes ebenso dem Wahn zu verfallen, wie die drei unglücklichen Helden der Handlung. Das wäre fatal. In einem solchen Falle empfehle ich dann doch eher die mundgerecht zubereitete Kost eines Herrn von Däniken. Die schmeckt zwar schaler und nach abgepackten Champignons aus der Großproduktion, entbehrt jeder geistreichen Floskel, jedes hintersinnigen und feinfühlgigen Humors, jeder philosophisch hinterfragenswerten Betrachtung, jeder schelmischen Karikatur der menschlichen Natur und Schwäche, ist aber im Gegenzug auch weitaus harmloser und dem geistigen Wohlbefinden nicht weiter abträglich. Vorrausgesetzt, es ist kein Verstand da, den es zu schützen gelte.

Womit konfrontiert uns Herr Eco nun auf seinen 754 Seiten? Auf verschiedenen Zeit- und Ortsebenen baut er die Handlung um drei hochgebildete Verlagsmitarbeiter herum auf, deren Aufgabengebiet des öfteren den Dunstkreis esoterischer Sekten tangiert. Der Brötchengeber dieses publizistischen Triumvirates verdient sein Geld nämlich schon ganz gerne mal mit sogenannten AEKs. Das sind „Autoren auf eigene Kosten“, meist harmlose Spinner, die einer fixen, oft mystischen Idee verfallen sind, mit der sie möglichst viele Menschen beglücken wollen.

Dabei geht es dann hauptsächlich um Welteroberungs-Verschwörungstheorien, Erkenntnisse über geheime Gesellschaften mit Welteroberungs-Verschwörungsplänen, oft verquickt mit einem schlammigen Brei aus zusammengewürfelten antiken Mysterienkulten und modernen, nichtsdestoweniger kruden Ritualen ominöser Sekten. Freimaurer, Rosenkreuzer, Templer, Neutempler, „Sechshunddreißig Unsichtbare“, Illuminaten, Manichäer, Paulizianer, Kabbalisten, Assassinen, Katharer, Jesuiten und weitere sowohl existente als auch fiktive Ausgeburten überreizter menschlicher Phantasien und Spökenkiekerei tummeln sich auf Gottes weiter Erde und – da ihre Zeit nicht mit der aufreibenden Suche nach Nahrung ausgefüllt ist – beginnen sie Unfug zu erdichten, zu verkleiden, neu zu kombinieren und unters Volk zu rühren. Ziel des ganzen ist wie immer die Erlangung universaler Macht. Da gibt es also die, die nach dieser beinahe göttlichen Macht streben, wie die alten Alchimisten nach dem Stein der Weisen. Und es gibt die Trittbrettfahrer, Parasiten und Nachzehrer, die als Enthüller einherwanken und ihre kümmerliche Existenz damit zu rechtfertigen suchen, daß sie die finsternen Machenschaften der gegen

die Menschheit Verschworenen decouvrieren und marktschreierisch der Allgemeinheit aufdrängen. Dort wird der Nonsens begeistert angenommen, je abenteuerlicher und verworrener, desto besser, wie wir seit den Herren Mecklenborg und von Däniken unzweifelhaft wissen. Damit läßt sich richtig Geld machen. Wer an dieser Stelle eine Relaisposition besetzt, wie beispielsweise dieses Mailänder Verlagshaus, der braucht sich über mangelnden Umsatz kaum zu beklagen.

Die drei Lektoren also befassen sich professionell mit der Materie. Feingeister, die sie alle drei sind, nehmen sie den ganzen Mumpitz zunächst nicht sonderlich ernst und amüsieren sich köstlich zu Lasten der metaphysischen Wirrköpfe.

Die Unmenge des zu sichtenden Materials sowie eigene Recherchen verführen sie jedoch aus intellektueller Spielsucht, oder aber auch, um sich einen Ausgleich zu all dem Schwachsinn zu verschaffen, den sie da tagtäglich um und um wälzen müssen, eine eigene Version dieses Großen Planes zu ersinnen, respektive aus dem vorhandenen Material zusammenzuflicken.

Irgendwann jedoch verdichtet sich die Materie dieses artifiziellen Gespenstes derart, daß es sich zu verselbständigen beginnt. Es gewinnt eine Eigendynamik und bekommt langsam aber sicher Einfluß auf die Denkstrukturen der vormals nüchternen Verlagslektoren.

Da die vielen Puzzleteile, die sie zusammenfügen, ein immer evidenter scheinendes Bild erzeugen, verlieren auch die drei Herren, die Umberto Eco Pim Casaubon, Jacopo Belbo und Diotallevi nennt, immer mehr die Fähigkeit, zwischen Wahn und Wirklichkeit zu unterscheiden.

Einmal angestoßen, entwickelt sich das als Ulk geborene Projekt mehr und mehr zu einer Chimäre mit höchst ungewissem Antlitz, die ihre Opfer spiralförmig zu umkreisen beginnt, bis alle drei ihrem tödlichen Würgegriff, dem einer Anakonda gleich, erliegen werden.

Die Effekte, mit denen Professor Eco das Geschehen illuminiert, weisen ihn als erfahrenen Feuerwerker aus. Die philosophischen Konstruktionen, historischen Zitate, durchwoben mit der Handlung, die er Raketen gleich am nächtlichen Himmel platzen und zerbersten läßt, tauchen das Ganze in ein fulminantes, gleißendes, unwirkliches, aufregendes, ja über weite Strecken fesselndes Licht.

Dennoch ist es schwere Arbeit, den Gipfel dieses Buches zu erklimmen. Das ist kein Spaziergang durch die schmalzig-sanft hügelige Landschaft einer Rosamunde Pilcher, Hedwig Courths-Mahler oder eines Simmel. Noch einmal: Hier geht es um einen Achttausender der Literatur mit Passagen, die der Eiger-Nordwand nicht unähnlich sind. Hinsetzen, Verschnaufen, Überdenken, zehn Minuten überschlafen, weiterlesen – „verflucht, wo ist das „Pendel“? Ah, da unter dem Berg von Wörterbüchern, Stadtplänen, Atlanten, dem zwanzigbändigen Brockhaus, Zeitschriften und Büchern zur Historie, vergleichender Literatur...“, vorsichtig hervorziehen, rrrums, da bricht der Stapel zusammen, aber der Sauerstoffvorrat ist aufgefüllt und weiter geht's – Schritt um Schritt, mitunter schwer atmend, aber dem Ziel entgegen.

Zwölf Jahre habe ich es liegengelassen, zwölf Jahre den Gipfelsturm aufgeschoben. Nun ist es fürs Erste vollbracht. Warum fürs Erste? Nun, weil ich mir sicher bin, daß ich es im Abstand von einigen Jahren erneut zur Hand nehmen werde. Und dann, wenn mich Demenz oder Tod nicht daran verhindern sollten, hoffe ich, wird es mich noch reichhaltiger beschenken, als es das beim ersten Rendezvous tat. Mit meiner wachsenden Erfahrung

werden sich auch die Wolken in der schwindelnden Höhe etwas lichten. Dann wird sich zu der Freude über den bezwungenen Berg auch noch die Belohnung durch eine wunderbare Fernsicht gesellen. Das ist etwas, dem es unter anderem entgegenzuleben lohnt.

Einen Gewinn allerdings konnte ich jetzt schon verbuchen, eine bescheidene Ernte einfahren: Es ist etwas peinlich das zu berichten, aber nachdem ich 1982 das erste Mal leibhaftig vor einem Foucaultschen Pendel stand, in der Isaak-Kathedrale zu Leningrad (St.Petersburg) nämlich, und mir weder dieser Anschauungsunterricht noch die hervorragende Didaktik meines verehrten Herrn Physiklehrers Lisk weiterhalfen, die Überlegung zu verstehen, die Herr Foucault seinem Experiment zugrunde legte, kam mir beim Lesen des Buches schlagartig die Erleuchtung. Der Nordpol war der Schlüssel, just bevor Herr Eco ihn erwähnte.

Ich danke Herrn Eco ein spannendes Buch voller Wissenszuwachs, eine höchst angenehme wie lehrreiche Unterhaltung (auch das Fordernde ist dem Suchenden angenehm und steht keinesfalls im Gegensatz dazu), und ich danke Herrn Lisk, daß er mir bei meinem Physikabitur im Sommer des Jahres 1983 die Frage nach der Wirkungsweise des Foucaultschen Pendels ersparte. Die perpendikulären Berechnungen, auf die sich die Prüfung glücklicherweise beschränkte, brachten mir einen sauberen Zweier ein – und das ist doch eine feine Sache!

Was mir aber noch viel wichtiger scheint, ist die gewonnene Einsicht, daß jede Erfahrung ihre Zeit hat und braucht. Und daß Physik und Geschichtswissenschaft, wie überhaupt jede Form von seriöser Suche nach Erkenntnis ohne Philosophie und Gottesfurcht nichts taugen, ebensowenig wie ein gutes Buch in den Händen eines Toren, oder ein guter piemontesischer Rotwein in der Kehle eines Säufers. Auf Ihre Gesundheit, Herr Eco! Und - Maseltow!

Das Plauer Fischereimuseum

K. K. Bajun

Der Ort, wo die Havel sich entschließt, ihren Weg wieder nach Nordosten zu nehmen, in jenem Winkel, in dem der märkische Strom einen großen See wieder verläßt, dort liegt das Städtchen Plau. In diesem Ort,



traditionelle Berufskleidung Plauer Fischer

Sie sehen es aus dem Zeitungskopf des Preußischen Landboten, ist der B.St. Fjöllfross Verlag beheimatet, der den Landboten herausgibt. Das aber ist nicht die eigentliche Sensation, gleichwohl wir uns das wünschten. Nein, das Bemerkenswerte an Plaue ist die überirdisch schöne Landschaft, in die es eingebettet liegt. Diese Landschaft - große Seen, die von märkischen Kiefern und Sumpflandschaften umkränzt werden - lassen wohl niemanden unberührt, der auch nur den Ansatz eines Auges für Schönheit und Anmut hat. Sicher werden das unsere Vorfahren, die auf diesem Grunde siedelten, ebenso empfunden haben. Dennoch, satt wurden sie davon nicht.

Der märkische Boden ist für seine Kargheit berüchtigt. Was also tun, um der Sippe vielköpfige Schar durchzubringen? Das Naheliegendste liegt auf der Hand: Fischerei! Die ortsansässigen Germanen und Slawen werden dieses Gewerbe relativ unkompliziert betrieben haben. Es wurde für den Eigenbedarf gefischt - und wenn es hoch kam, dann auch wurden die Nachbarn über die Handelswege mit kleineren Mengen konservierten Fisch versorgt. Später erst begann das Gezänk um Fischereirechte: Wer durfte wieviel und mit welchen Fangmethoden aus dem See und dem Fluß holen und wieviel hatte davon an wen abgeliefert zu werden. So um diese Zeit herum wurde der Fischfang zu einem harten Broterwerb, der kaum des Fischers Familie zu ernähren vermochte. Zu viele Inhaber irgendwelcher Rechte und Privilegien wollten partout mit am Tisch sitzen. Doch das war nicht die einzige Unbill, die die Plauer im Laufe der Zeiten bedrohte. Durchziehende Heerscharen, von allen guten Geistern verlassene Grundherren, Krieg und Plünderung stellten das Leben der Gemeinde immer wieder auf eine harte Probe.

Dem Plauer Heimatverein und engagierten Mitarbeitern der DEKRA ist es zu danken, daß das Städtchen Plaue an der Havel, das seine urbane Unabhängigkeit gegen den durchgeknallten Schloßbesitzer Wilhelm von Anhalt und die benachbarten Städte Brandenburg immerhin bis in die Fünfziger Jahre zu behaupten vermochte, nunmehr im Gebäude des ehemaligen Hotels und Gasthauses „Zum Schwarzen Adler“ ein kleines Fischereimuseum eröffnen konnte.

Das Anwesen, welches die Sammlung beherbergt, hat eine bewegte Geschichte hinter sich. Vormalig gar NSDAP-Sturmlokal, wurde es zu DDR-Zeiten ein konfessionelles Altenheim. Dann schlossen auch dessen Pforten und das große alte Gebäude fiel in einen Dornröschenschlaf. Es sind derer einige Häuser, die in Plaue dieses bedauerliche Schicksal teilen. Man denke nur an das Schloß oder an die ganz in dessen Nähe gelegene Apotheke vor der alten Plauer Brücke. Doch just dieses große und in seiner Substanz sicherlich schöne Haus, dem man auf Vorkriegs-Ansichtskarten weitaus bessere Zeiten ansieht, scheint noch einmal Glück gehabt zu haben.

Der Plauer Heimatverein revitalisierte zumindest einen Teil der Liegenschaft, als er den ehemaligen Saal des „Schwarzen Adlers“ und späteren Kapellraum der frommen Schwestern in eine Ausstellungsfläche zur Geschichte der Plauer Fischerei umwandelte. Die Mittel, die zu Gebote stehen, sind denkbar knapp. Um so erstaunlicher ist, was fleißige und engagierte Hände aus dem Wenigen schufen. Plauer Fischerfamilien gaben die auf sie überkommenen Relikte des Schaffens ihrer Altvorderen als Leihgaben an die Ausstellung. Mit großem Geschick und viel Liebe zum Detail wurde das zusammengetragene Material von Kollegen um den DEKRA-Ingenieur Helmar Fenske arrangiert und in drei schlüssigen Themenkomplexen vorgestellt. Wer den Saal betritt, dessen Aufmerksamkeit wird zuallererst von einer gewaltigen Reuse in den Bann geschlagen, die zwischen vier bis fünf Meter hohen Stangen gespannt ist und den Raum der Länge nach teilt. Man wähnt, auf dem Grunde des Plauer Sees zu stehen und kann sich lebhaft vorstellen, wie sich ein Schwarm Fische in das Labyrinth der Netze verirrt.



Die große Reuse im Zentralbereich der Ausstellung

Rund um dieses Objekt sind verschiedene andere Stücke gruppiert, angefangen von einem langen Fischerkahn, einem kleinen, durchlöchernten Beikahn, der den Fang frisch halten sollte, Utensilien für die Eisfischerei, Weidenkörben zum Fischfang, Aalnetze, hundert Jahre alte Reparatur- und Netzflückwerkzeuge, Eisschlitten, Schilfmäher und und und...

Eine Sektion befaßt sich mit dem obligaten Hinzuverdienst, dem sich die Fischer widmen mußten. Denn, wie oben schon erwähnt - die Fischerei allein konnte die Familien nicht ernähren. Und so betrieben die Plauer Fischer in bescheidenem Umfange etwas Landwirtschaft und Tierhaltung.

Ausdrücklich zu erwähnen ist die ansteckende Begeisterung, mit der die Angestellten dieses jüngsten Kindes der Brandenburger Museumslandschaft ihre Exponate dem Besucher präsentieren. Die ungekünstelte Herzlichkeit, das Fachwissen, die Sichtlenkung auf Details, die dem Betrachter möglicherweise verborgen geblieben wären - das alles imponiert sehr.

Das traditionelle Fischereigewerbe hat in seiner Hochburg Plaue an der Havel seit langem an Bedeutung eingebüßt. Von den einstigen fünf Dutzend Fischern sind kaum vier Familien übrig geblieben, die das Handwerk noch betreiben.

Dennoch war das Gewerbe einst prägend für das Werden des Städtchens Plaue, das sogar den russischen Zaren Peter den Großen für eine Nacht in seinen Mauern beherbergte und für eine ganz kurze Zeit sogar an die Spitze europäischer Porzellanherstellung rückte. (Der Preußische Landbote berichtete darüber in seinem Artikel „Plauer Porzellan“ (http://www.landbote.com/buecher_volumen_2\plauer_porcellan.html)).

Um so wichtiger und auf eine gewisse Art überfällig war die Auseinandersetzung mit diesem wichtigen Abschnitt Plaue Geschichte. Wir geben unserer Hoffnung Ausdruck, daß dieses identitätsstiftende Unterfangen den Plauern wieder ein engeres Verhältnis zu ihren Wurzeln vermittelt und der wünschenswert hohen Besucherzahl interessante Einblicke in den harten und entbehrungsreichen Alltag der Fischer vergangener Zeiten bietet.

Ursprünglicher Sinn eines jeden Museums ist es nämlich, dem Besucher aufzuzeigen, mit welcher schwerer Arbeit und unter welchen Opfern die Alten das Leben der Nachgeborenen, die nun staunend vor den Zeugen der Vergangenheit stehen, überhaupt erst ermöglichen. Diese Erkenntnis, so sie denn einmal gewonnen wurde, hilft wie nichts sonst auf der Welt, den

Wert des eigenen Daseins und Besitzes richtig zu ermessen, Bestehendes zu schützen und Zerstörung zu verhindern. Das kleine Plauer Fischereimuseum hat in dieser Richtung einen vortrefflichen Ansatz gefunden und realisiert. Wir freuen uns darüber.

Das Fischereimuseum befindet sich in der

Genthiner Straße 7 (Toreinfahrt)

(alte Bundesstraße B1)

D-14774 Plaue an der Havel

über Brandenburg an der Havel

Autobahnabgänge von Westen: A2 Abfahrt Ziesar, dann über Wusterwitz nach Plaue/Havel, vor der neuen Havelbrücke nach rechts abbiegen und dem Straßenverlauf ca. dreihundert Meter folgen. Hinter der Kreuzung mit dem alten Verlauf der B1 ca. 100m auf der rechten Straßenseite

Von Osten: A2 Abfahrt Brandenburg/Havel, der B1 nach Plaue folgen, hinter der neuen Havelbrücke gleich links abbiegen, Rest wie oben.

Mit öffentlichen Verkehrsmitteln: Von Brandenburg mit der Straßenbahnlinie 2 bis Quenz, umsteigen auf Buslinie „E“ nach „Bahnhof Kirchmöser“, Bus hält in unmittelbarer Nähe zum Museum.

Das Museum hat von Mittwoch – Sonntag zwischen 10:00 Uhr und 17:00 Uhr geöffnet

Der Eintritt ist frei. Eine Spende zum Unterhalt der Ausstellung ist jederzeit willkommen.

Das Vermächtnis der Tempelritter

Ein Film von Jon Turteltaub

K. K. Bajun

€5,50 für einen aberwitzigen und zusammengemanschten Stoß! Das tut weh! Das sind richtig körperliche Schmerzen, verstehen Sie? Nein? Na, dann sehen Sie sich den Schinken doch selber an. Wenn Ihnen der Vater aller Dinge für einen Sechser Brägen in die Wiege gelegt hat, dann werden Sie genauso leiden!

Fünf Euro fuffzich, also! Verdammt, dafür muß ein „Hartz- Vierer“ einen Tag lang arbeiten, wenn er denn darf. Die amerikanische Filmindustrie brauchte wohl auch wieder etwas Geld und verfiel auf den alten Dreh mit den anspruchslosen Schnitzeljagden für pubertierende Pfadfinder und – damit die Kasse auch klingelt – setzte sie Turteltaub auf den Sessel des Spielleiters, schickte als Zugpferd Nicholas Cage ins Rennen, begleitet von der „deutschstämmigen Neuentdeckung“ Diane Kruger und gab Justin Bartha die einmalige Gelegenheit, seinen Ruf als seriöser Schauspieler gleich zu Beginn seiner Karriere restlos zu ruinieren.

Er nutzte sie! Vom Produzenten Jerry Bruckheimer hätten wir mehr erwartet. „Fluch der Karibik“ war erstklassig und amüsant, „Armageddon“ technisch perfekt und jetzt das! Der Mann ist tief gefallen. Laßt uns flugs die unerquickliche Frau Kruger abarbeiten! Dann haben wir es hinter uns.

Frau Kruger hat also nicht nur ihre bezaubernden „Ü-Strichelchen“ bei dem Versuch eingebüßt, zu einer waschechten Amerikanerin zu konvertieren. Diese Metamorphose ist ihr dermaßen gut gelungen, daß man ihr die Hirnlosigkeit auf den ersten Blick ansieht. Das wäre ja noch erträglich. Schließlich kann man ja die Augen schließen. Aber die Stimme! Oh Gott! Diese Stimme! Die ist ja noch schrecklicher als das Organ unseres nationalen Berufsdummchens Verona Proth, geborene Feldbusch. Wenn sich die Frau selbst synchronisierte, dann sollte man ihr für den Rest ihrer Erdentage einen Maulkorb umlegen. Bringt diese Frau zum Schweigen! Bitte! Und wenn ihr sie nicht mehr von der Leinwand eliminieren könnt (...die Geister, die ich rief..), dann gebt dem Stummfilm eine zweite Chance.

Nicholas Cage. Wir sind weitaus Besseres von ihm gewohnt. Schlechteres nicht. Denn „schlechter“ ist kaum machbar. Ende. Sean Bean. Er hat uns gefallen als „Bohomir“ im „Herrn der Ringe“. Wir empfehlen eine Weiterführung der Ringtrilogie unter Benutzung eines wiederauferstandenen Truchseß-Sohnes von Gondor. Lieber einen Zombie, als dieses Elend! Der Rest der Mimen ist keiner Erwähnung wert.

Die Story? Nein, das ist keine Story – das ist gequirlte Schweinescheiße! Verzeihung, aber man muß solchen Mist deutlich kennzeichnen. Alles andere wäre Hochverrat am guten Geschmack und an denen, die für den Wirmsinn auf der Leinwand mit ihrem einstmals guten Namen herhalten mußten – den Templern.

Worum geht's also in diesem Räuber -und -Gendarm –Schinken? Das ist schnell erzählt: Ein anscheinend seniler Großvater impft seinen etwas depperten Enkel mit einer Geschichte, die einem Jungen ohne Bartwuchs oder sonstiger Behaarung begeistert. Die Familie des Heranwachsenden sei seit zweihundert Jahren Wächter des legendären Tempelerschatzes, der nach der Vernichtung des Ordens im Jahre 1314 auf Umwegen wohin wohl – natürlich nach Amerika gelangt sei. Der Schatz bedurfte des zukünftigen Hortes der Freiheit, um vor den Rottröcken des St.Georgs-Thrones in Sicherheit gebracht zu werden.

Nur zur Erinnerung: Die Templern wurden primär von König Philip dem Schönen von Frankreich ausgeradiert. Die Überlebenden fanden in England und in Schottland eine sehr kulante Aufnahme. Und was denn für ein Schatz? Es stimmt schon. Die Templern gehörten als Ordensgemeinschaft zu den vermögsten Körperschaften des mittelalterlichen Europa. Aber Philip und sein Frankreich waren am Rande des Staatsbanquerotts. Das ist ja nichts Neues für die Grande Nation. Und was die Templern hatten, wurde säuberlich aufgelistet und den Johannitern übergeben, die allerdings nach der Pfeife des Lilienthrones tanzten. Der sagenhafte Schatz ist in etwa so real wie das Gold der Nibelungen. Aber auf die Legionen der Spinner und der Irren löst er noch immer ungebrochen eine ungeheure Faszination aus. Damit rechnet auch Produzent Bruckheimer. Deshalb mußten die Klunkern Pate stehen für seine furiose Schnitzeljagd.

Und wie bei einem echten Vergnügen dieser Art stehen überall versteckte Hinweise darauf, wie es hinter dem nächsten Baume weitergeht. Auf der Ein-Dollar-Note, auf einem elfenbeinernen Kopf einer Meerschampeife, die noch mal als Schlüsselbart mißbraucht wird, auf einem amerikanischen Nationaldokument, auf Ziegelsteinen und einer Grabplatte. Man muß sie nur zu lesen wissen. Oder das Drehbuch studiert haben. Denn soviel Wirmsal zu ersinnen, das kann kein vernünftiger Mensch. Und so degeneriert der Streifen ganz unwillkürlich die Gründerväter der U.S.A. zu Pimpfen, die ihre Zeit nicht anders totzuschlagen wußten, als einen Schatz zu vergraben, an dessen Suche sich die Nachfahren die Zähne ausbeißen sollten. Eigentlich war es ja geplant, die Unterzeichner der Unabhängigkeitserklärung zu heroisieren.

Doch dieser Schuß ging klassisch nach hinten los! Und Bruckheimers Parole schien gewesen zu sein: „Jungs! Nicht kleckern! Klotzen! Also Kinder, unter der Unabhängigkeitserklärung machen wir's nicht!“ Und so mußte eines der Nationalheiligtümer der Amis ersteinmal in Schutzhaft genommen werden – denn es hatte neben dem auf der Vorderseite verzeichneten Hochverrat an der englischen Krone auf der Rückseite noch eine Anweisung zu stehen, die verschlüsselt besagte, wie man sich denn dem sagenumwobenen Tempelschatz nähern könne. Eine Schnitzeljagd wäre nichts ohne Verfolger. Wir kennen das noch aus unseren Tagen aus dem Pionierferienlager bzw. vom Dienst bei der HJ. Mr. Bean – nein, nicht der erstklassige Komiker R. Atkinson, unser „Bohomir“ ist gemeint – das ist Ihr Part! Seien Sie mal so richtig fies! Kann er nicht. Er kann es einfach nicht. Fünf, setzen!

Die Deklaration wird also geklaut, macht unter zunächst unfreiwilliger Begleitung jener obligatorischen weiblichen Begleiterrolle eine Reise zurück zum Ort ihrer Unterzeichnung, wälzt sich ein paarmal über die vielbefahrenen Straßen Philadelphias, wird immer wieder auseinandergerollt und bekommt dabei ein paar Falten und Kniffe mehr. Frau Kruger mimt dabei eine Chefarchivarin des amerikanischen Nationalarchivs. Jung und unverbraucht, wie sie ist... Welche Reputation dieses anenzephalische Superweib wohl ihrer Bewerbung um diesen Posten beigelegt haben mag? Nun ja, Bush junior hat es zum Präsidenten gebracht. Somit erklären wir diesen Teil des Films zum alleinig authentischen! Aber das sind nicht die einzigen für den intelligenten Konsumenten dieser Farce versteckten Hinweise auf die Befindlichkeit der amerikanischen Seele. Ja, ja, nicht nur für seine Schauspieler – auch für uns hat Mr. Bruckheimer ein paar bunte Fähnchen an die Bäume geklebt. Denken Sie nur an das schöne Wortspiel Cage – Chase.

Nicholas Käfig (Übersetzung von „Cage“ ins Deutsche“), begleitet von Dr. Jagd (Übersetzung des Filmmamens der Frau Kruger, nämlich „Chase“). Gott, das uns das aufgefallen ist – uns schwillt die Brust auf Körbchengröße D!

(Übrigens, nebenbei erfährt der Zuschauer, daß eine Kopie der Unabhängigkeitserklärung im Museumshop \$35 kostet. Na holla! Dagegen nehmen sich unsere € 5,50 für das Kinobillet vergleichsweise harmlos aus. Aber das macht nichts, wo doch der Dollar gerade so schön schwächelt... Also, nichts wie zugegriffen, solange der Greenback noch siecht, ist ein echtes Schnäppchen!“)

Und irgendwie zieht es die Mimen dorthin, wo der Film schon lange ist: Nach ganz unten! Fünf Etagen unter der Dreifaltigkeitskirche von Downtown Manhattan. Da liegt er also! Der legendäre Schatz: Ein paar Artefakte aus Alt-Ägypten, ein paar gerettete Schriftrollen aus der abgebrannten Bibliothek von Alexandria, ein paar Freimaurersymbole, jede Menge Gold – und alles bedeckt von einer dicken Schicht Staub. Dem Staub von zwei kulturlosen Jahrhunderten! Nun gut, das Treppenhaus hinunter ist etwas morsch – ein Fall für die Bauaufsicht, die Beleuchtung der Schatzkammer entspricht definitiv nicht den Brandschutzbestimmungen des New York Fire Department, aber dafür macht uns das tadellose Funktionieren der Mechanik staunen! Unwillkürlich huscht uns das Wort „Deutsche Wertarbeit“ über die Lippen, die wir gleich darauf erschrocken zusammenkneifen.

’Schuldigung! Auch der Brennstoff der gelagerten Fackeln hat sein Verfallsdatum gut überstanden. Respekt! Und wieder denken wir an die berühmten „Russensfilme“ der sechziger Jahre. Liebe Yankees, ihr habt gut gelernt beim Roten Bären von den Gorkij-Studios. Nach der glücklichen Auffindung des Vermögens wird selbiges vom edlen Ami auch gleich aufgeteilt und den ursprünglichen Besitzern zugestellt (per UPS?), worunter auch das

Ägyptische Museum zu Kairo zählt und das Smithonian (!) in den U.S.A. Vater, mach das Licht aus! Aber bevor Du das tust, schauen wir uns noch mal um in dem riesigen Gewölbe der nunmehr gelehrten Schatzkammer und stellen befriedigt fest: Da müßte doch jetzt genug Platz sein für alle Schundfilme Amerikas und wir schlagen vor, sie dort einzulagern. Bestellen wir die Fans dieser Hirnschwundprodukte zu „Wächtern“ und mauern sie gemäß altorientalischer Sitte gleich mit ein. Dann hat uns diese unsägliche Produktion wenigstens Eines gebracht: Ein bißchen Unfug und ein paar zivilisationsaufweichende Hohlköpfe weniger in den Kinos dieser Welt!

Der Eisenbahnkönig Bethel Henry Strousberg eine preußische Gründerkarriere

von Herrn Manfred Ohlsen

S. M. Druckepennig

„Die Börse wird jetzt Staat und Gesellschaft einrichten, nach ihrer Facon und nach dem Motto des Jahres 1872: Ein ehrlicher Mann ist ein Trottel, der arbeiten muß, weil er zum Stehlen, ohne mit dem Gesetz in Konflikt zu geraten, zu dumm ist.“ Berliner Börsenzeitung, Nr.84 vom 19. Februar 1875

Im Jahre 1987, die DDR lavierte für geschulte Augen längst sichtbar am Rande des Staatsbanquerotts, erschien im Ost-Berliner Verlag der Nation eine bemerkenswerte Biographie. Der DDR-Historiker Manfred Ohlsen, zum damaligen Zeitpunkt stellvertretender Generaldirektor der Staatlichen Museen Berlin, legte dem interessierten Publikum eine Lebensbeschreibung des preußischen Eisenbahnkönigs Dr. Bethel Henry Strousberg vor.

Der zeitliche Abstand zu dieser wahrhaft schillernden Figur der deutschen Wirtschaftsgeschichte betrug gerade mal ein Jahrhundert. Es ist dieser Umstand, der dem Buch eine besondere Note verleiht. Sachlich, ausgezeichnet recherchiert und gleichzeitig fesselnd geschrieben, führt uns die Lektüre in die kapitalistische Frühzeit Deutschlands ein, die im Gründerrausch der Anfangsziebziger der neunzehnten Jahrhunderts ihren Kulminationspunkt fand.

Wenn man nun dessen eingedenk ist, daß die Beschäftigung mit der Geschichte immer wieder Fingerzeige auf die Gegenwart und ihre wahrscheinlichen Tendenzen in Richtung Zukunft liefert, so findet sich zwischen den Zeilen von Herrn Ohlens Buch gleichsam ein recht zeitiger Abgesang auf die Nationalökonomie der DDR.

Natürlich wird es offiziell so nicht gemeint gewesen sein. Anderenfalls wäre es undenkbar gewesen, daß die Biographie die Zensur der DDR unbeschadet überstanden hätte.

Dennoch! Der nüchterne, von allen üblichen Phrasen der marxistisch-leninistischen Geschichtsschreibung wohlthuend freigehaltene Text fällt auf. Vergleicht man ihn mit der berühmt-berühmten Biographie Friedrichs des Großen von Frau Ingrid Mittenzwei, die übrigens im selben Jahre vom VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften editiert wurde, so erkennt man einen deutlicher Schritt hin zur Emanzipation von entsprechenden sozialistischen Vorgaben und Standards. Nun gut, auch Herr Ohlsen kam nicht drum herum, Marx und Engels ein bis zweimal zu zitieren bzw. ins Spiel zu bringen. Der parallelen Beleuchtung der Situation der ausgebeuteten plebejischen, respektive der Mittelstandsklasse mußte entsprechend Raum

gegeben werden. Doch der Stellenwert solcher Betrachtungen wurde weit nach hinten geschoben. Hier begegnet uns eine Einführung in die internen Verquickungen des Großkapitals. Das eigentlich Revolutionäre an Herrn Ohlens Buch ist mithin ein völliger Paradigmenwechsel: Ging die sozialistische Geschichtswissenschaft noch immer von dem Dogma aus, daß nur Volksmassen Geschichte machten, so stützt Herr Ohlsen diesen Standpunkt aufs Normalmaß zurück.

Bis auf revolutionäre Umstürze und Barrikadenkämpfe nämlich, die die einzige Bestätigung der sozialistischen Theorie zu bringen in der Lage sind, spielen die Volksmassen lediglich eine Statistenrolle im Kampf der Giganten. Einzelne Persönlichkeiten prägen mit Geist, Geld und Fortune ihre Epoche.

Und diese Persönlichkeiten werden in aller Regel auch von zutiefst persönlichen Motiven getrieben. Nichts verläuft den Gesetzen des Marx'schen Regelwerkes entsprechend. Das Chaos der Entscheidungen scheint dem großen Theoretiker des Weltsozialismus und seinen Postulaten Hohn zu sprechen. Denn nicht klassenbewußte Proletarier bestimmen den Lauf der Dinge, sondern eine ins monströse ausgewachsene Kindergartendynamik zwischen einzelnen Magnaten der Wirtschaft.

Die Volksmassen und Kleinanleger versuchen bestenfalls, auf den fahrenden Zug aufzuspringen und von den Aktionen der „Großen“ im Kleinen zu profitieren. Man kann sich das vorstellen, wie eine Schar Putzerfische, die sich von Parasiten nähren, die den Walen anhaften.

Selten wurde ein solcher Schwarm dabei beobachtet, daß er es vermocht hätte, einen großen Fisch zu „hetzen“. Diese simple und doch alle Prozesse der Weltgeschichte determinierende Wahrheit durchklingen zu lassen, können wir als ein Verdienst Herrn Ohlens bezeichnen.

Wir erleben im Fortgang der Lektüre einen Protagonisten, der aus mittelständischen Verhältnissen stammend, nichts unversucht läßt, sich seinem privaten Ziel von Reichtum und Unabhängigkeit zu nähern. Dr.Strousberg baute zielstrebig, mit großer Kreativität und noch größerem Fleiß begabt, ein Wirtschaftsimperium auf, das im damaligen Deutschland seines gleichen suchte. Der entscheidende Schönheitsfehler dieser Entwicklung lag darin, daß alles neue nur immer auf der Basis von Krediten, Krediten und nochmals Krediten entstand.

Schon hier wetterleuchtet uns die fatale Haltung der Apologeten der modernen westdeutschen Wirtschaftsphilosophie. „Reichtum ist: die Ersparnisse vieler in den Händen eines Einzelnen!“ Nach dieser Maxime nutzte Dr.Strousberg das sich gerade etablierende Aktienwesen, mischte dieses mit Schuldverschreibungen, Wechseln und ähnlichen Kapital-Transaktionen und schuf mit diesen vielfältig undurchsichtigen Verflechtungen ein Gebilde, das zu einem großen Teil von – wir würden heute sagen: virtuellem Kapital gedeckt wurde – also überhaupt nicht!

Aktien bekamen Nominalwerte, die sie selbst am Tag ihrer Börseneinführung nicht erreichten. Betrogen waren regelmäßig diejenigen, die in der Hoffnung auf das schnelle und leichtverdiente Geld ihre reelle Habe bei den Emissionen der neu auf den Markt geworfenen Anteilsscheine in wertloses Papier umwandelten.

Dieses unselige Gebaren nun begann sich zu Beginn der achtzehnhundertsiebziger Jahre rasend schnell zu verbreiten. Es war die Ära, die wir heute als Gründerzeit verklären. Doch viele, viele dieser Gründungen waren lediglich Scheingründungen, nur zu dem Zweck betrieben,

Kleinanleger in Massen zu locken und zu neppen. Ungezählte bis dahin solide Firmen fanden unter den Hammerschlägen dieser wirtschaftlichen „Innovation“ schnell ihr Ende. Einer der maßgeblichen Miterfinder dieses Systems war besagter Dr.Strousberg. Doch die Milchmädchenrechnung lautet ewig anders: Kredit ist gepumptes Geld, muß mit Zinsen zurückgezahlt werden; Zins bedingt Zinseszins usw. und all das – wenn es denn keine reale Wertentsprechung hat, bedeutet immer, mit Optionen auf die Zukunft zu handeln.

Die Zukunft aber ist ungewiß – nicht wägbare! Roulette, Hazard, Black Jack – etwas komplizierter verpackt, der Einsatz war das Schicksal von Millionen Menschen. Schließlich brach das „System Strousberg“ zusammen. Gleich mehrmals, doch Strousberg selbst gab sich Mühe, sich immer wieder zu rappeln. Als dann die Gründerzeit durch den legendären Gründerkrach im Herbst 1873 abrupt beendet wurde, traf diese schwere Krise auch diesen eminenten Motor der deutschen Wirtschaft. Strousberg stürzte ins Bodenlose.

Der Fall des Bethel Henry Strousberg markiert den damals größten Zusammenbruch der deutschen Wirtschaftsgeschichte. Hätte er das Spiel „Monopoly©“ gekannt, er hätte die Grundzüge des von ihm vertretenen Raubtierkapitalismus billig studieren können, die da unter anderem lauten:

- Dauerhaftes Glück ist nur wenigen vergönnt.
- Ehe der Fette dünn ist, ist der Dünne verhungert.
- Einer Masse an Verpflichtungen und Verbindlichkeiten sollte immer eine vielfach größere Masse an Substanz und Aktiva gegenüberstehen.
- Ungedekte Wechsel auf die Zukunft auszustellen, bedeutet beinahe immer, den Kopf in die Schlinge zu stecken. Denn erstens kommt es anders und zweitens, als man denkt! (Brecht)

Warum, so mag sich der ein oder andere unserer verehrten Leser fragen, wird ein solches Buch, das ohnehin nur noch antiquarisch zu haben sein wird, erst jetzt, siebzehn Jahre nach seinem Erscheinen besprochen? Nun, die Antwort ist simpel: Ein gutes Buch sollte immer die Augen für die Gegenwart öffnen.

Gerade die heutige Zeit verlangt nach derart offenen Augen. Wieder künden spektakuläre Wirtschaftsprozesse von sich schamlos bereichernden Managern und einem gleichzeitigen, eklatanten Abbau von Arbeitsplätzen in den betroffenen Unternehmen.

Längst tobt wieder eine schwere Krise über Deutschland. Und all ihre Vorboten waren dieselben, wie einhundertundzwanzig Jahre früher. Hatte nicht auch hier der Neue Markt gekracht und Millionen Kleinanlegern den Ruin beschert? Gerät nicht täglich der DAX unter Druck und beschert nur denen zuverlässig Gewinne, die auf Baisse setzen?

Wieviele Leute haben ihre Altersvorsorge drangegeben und gar Kredite aufgenommen um Aktienpakete zu erwerben, die binnen kurzem nichts mehr wert waren? Dieses Geld wurde der Wirtschaft direkt und indirekt entzogen. Die Binnennachfrage als Indikator der Binnenwirtschaft fiel enorm. Das Staatssteueraufkommen wurde gleich mit in die Tiefe gerissen. Das Fundament für die nächste Inflation war gelegt. Alles funktionierte nach denselben Prinzipien wie zu Strousbergs Zeit. Es kann ja auch nicht anders sein. Denn die Regeln des Marktes, gekoppelt mit der menschlichen Dummheit und Kurzsichtigkeit folgen einer sehr wohl bekannten

Mechanik. Diese Erkenntnisse machen ein scheinbar marginales Buch wie diese Biographie, die man gewöhnlich nur dem Interesse weniger Insider zubilligt, so wichtig, verleihen ihm eine solche Bedeutung. Man sieht in einer phrasenbestückten und verheuchelten Welt wie der Unsrigen, weitaus klarer, wenn man sie durch ein solches Werk wie das von Herrn Ohlsen betrachtet. Ob allerdings daraus Möglichkeiten zur Veränderung erwachsen, das halten wir für sehr fraglich.

Manfred Ohlsen
Der Eisenbahnkönig Bethel Henry Strousberg –
eine preußische Gründerkarriere
Verlag der Nation
Berlin 1987
ISBN 3-373-00003-3

Der Herr der Ringe

Die Bücher* – der Film

von Professor J. R. R. Tolkien,

die Verfilmung von Herrn P. Jackson

K. K. Bajun

Auch wir waren skeptisch.

Wieder eines dieser modernen Kunstmärchen, mit dem die ersten Jahre des neuen Jahrtausends geradezu überschwemmt wurden. Harry Potter ließ grüßen. Hatten die Leute nichts Besseres zu tun, als wieder und wieder in Traumwelten zu versinken? Gab es keine realen Probleme?

Wir, die wir dem meisten Schund, den uns die Television ins Haus bringt, von Hause aus schon feindlich gesinnt sind – wir lehnten es ab, uns mit dem Werke Herrn Tolkiens und dessen Verfilmung durch Herrn Jackson überhaupt nur zu befassen. Ein Vorurteil, dieses wahre Kind der Dummheit, hatte uns beim Kragen – wir gestehen es.

Was uns dann im Jahre 2001 unserer Zeit bewog, doch noch in den Cinematographen zu gehen, um uns für teures Geld den ersten Teil der Trilogie anzusehen? Nun, irgendeiner unserer Gesprächspartner zeigte sich völlig berauscht von den filmischen Effekten: „Müßt ihr gesehen haben! Noch nie dagewesen! Übertrifft alles! Atemberaubend!“ Nun, nun! Gemach! Sachte! Hatten wir nicht schon Roland Emmerichs „Unabhängigkeitstag“ mit seinen riesigen Ufos? Hatten wir nicht „Deep Impact“ mit der gigantischen Welle, dem Tsunami von fünf Kilometern Höhe? Wie oft mußte die arme Titanic stilgerecht absaufen? Äh, bäh! Was soll schon noch passieren?

Doch es passierte. Wir wissen es noch ganz genau, wie uns der Atem stockte, als die Reise der Gefährten durch Khazadum führte, durch das Zwergenreich und die Höhlen von Moria. Landschaften taten sich vor unseren Augen auf, die uns den Atem stocken ließen. Nein, so etwas hatten wir noch nicht gesehen. Das war neu. Das war gigantisch. Und so ganz langsam begannen wir uns für das Geschehen hinter der Handlung zu interessieren. Sicher, da gab es Elfen und Zauberer, Orks und gespenstische Reiterkönige, aber da gab es auch Zwerge. Nein, nicht die, die Schneewittchen bewachten. Sondern solche, die direkt der nordischen Mythologie entstammten. Wir erinnern uns Laurins, Mimes und der anderen begnadeten Schürfer und Schmiede

des Alten Nordens. Die genialen Schwertfeger, die unsterbliche Waffen und Kettenhemden schufen, solche, die von Königen getragen wurden und eigene Namen hatten. Wer hatte denn unserer nationalen Lichtgestalt Siegfried den Balmung geschmiedet? Zwerge waren es. Solche wie Gimli Gloinsohn. Die anderen, die Menschen, der spätere König Aragorn und sein Gefährte und Sohn des Truchseß' von Gondor, Boromir, – waren das nicht Krieger des alten Abendlandes? Vor unseren Augen begann die Zeit des europäischen Mittelalters aufzuerstehen. Die Kulisse war perfekt. Authentisch. Begeistert!

Der Schreiber dieser Bücher konnte kein Spinner gewesen sein. Das war keiner, der die Probleme seiner Gegenwart in bizarre Kostüme kleidete und das Ganze „Mittelalter“ nannte. Wir lasen die Handschrift eines profunden Kenners der Materie. Herr Tolkien, ein Mann mit dem wir uns nie zuvor befaßten, mußte ein ausgewiesener Experte in Sachen alteuropäischer Mythen gewesen sein, ein Freund alter Sprachen und Gebräuche obendrein.

Dieser Umstand begann uns bald mehr gefangenzunehmen, ja zu fesseln und zu begeistern – als selbst die großartigen und revolutionären Filmeffekte der Gruppe um den Regisseur der Filme, Herrn Jackson. Zwanglos wurde über die Welt von Midgaard (Mittelerde) geplaudert und der Regisseur lieferte eine Kulisse, eine Dekoration und Charaktere, die ein für alle mal zu sagen scheinen: So sah das aus – und nicht anders!

Sicher, der Gegenstand der Saga ist der uralte Kampf um die Macht. Nichts Neues also. Kristallklar wird differenziert zwischen den „Guten“ und den „Bösen“. Die Guten sind schön und hell – die bösen potthäblich und dunkel. Und notorisch böse. Grauzonen gibt es kaum. Die einzige Ambivalenz wird von der Kreatur „Gollum“ zum Vortrag gebracht.

Der Erzhalunke heißt bezeichnenderweise König „Sauron“. Selbst diejenigen, die keine Kenntnisse der altgriechischen Sprache besitzen, werden von dem Begriff der Dinosaurier wissen, daß damit „schreckliche Echsen“ gemeint waren. Sauron trägt also einen „sprechenden Namen“. Wie gut, daß Herr Tolkien nicht auf die Idee kam, ihn Mr. Savage zu nennen.

Wer aber daraus ableitet, Herr Tolkien hätte es sich mit Schwarz-Weiß-Malerei allzu einfach gemacht und auf widersprüchliche – also dem menschlichen Naturell entsprechende Charakterzeichnungen verzichtet – der irrt.

Heute wissen wir, daß Herr Tolkien in schwerer Zeit (es war die Ära der großen europäischen Auseinandersetzungen, in die der Thron St. Georgs blutig verwickelt war) seinem Land ein Nationalepos dichten wollte. Eines, das die Zeiten überdauert, wie das deutsche Nibelungenlied und der nordische Beowulf; das französische Rolandslied und die spanische Legende vom Cid. Eines, in dem die Nation sich wiederfindet, hinter dem sie sich versammelt, mit dem sie sich identifiziert.

Herr Tolkien komponierte nach bewährtem, man möchte sagen – klassischem Muster: All diese europäischen Großsagen folgten nun einmal diesem, nennen wir es übersichtlichen Strickmuster. Der Handlungsablauf durfte nicht übermäßig kompliziert sein. Denn die Grundvoraussetzung dafür, daß diese Geschichten lange im Gedächtnis der Völker haften blieben, war ihre einfache Replizierbarkeit in den Epochen, da die Kenntnis des geschriebenen Wortes keineswegs zum Allgemeingut gehörte. Heute, da jedermann lesen und schreiben können sollte, und Geschichte in gewaltigem Umfang schriftlich verfügbar ist, weiß um sie kaum noch jemand. Warum? Weil nicht mehr erzählt wird – und gelesen schon gleich gar nicht. Die ein Volk verbindende Kunst des „narrare“, des Erzählens, ist verlorengegangen.

Das ist das Problem. Herr Tolkien aber greift mit enormem Sachverstand diese alte Kunst der Skalden wieder auf. Er erzählt. Es ist eine relativ simple Geschichte: Einst wurden einigen Ringe der Macht geschmiedet, die zu verschiedenen Teilen unter die Herrscher der Völker von Mitteleerde – einem mythologischen Kontinent – aufteilt wurden. Die Elfen wurden bedacht und die Zwerge und auch die Menschen gingen nicht leer aus. Ein bössartiger und machtbesessener Großkönig aber, besagter Sauron, schmiedet indeß heimlich den Ring der Ringe, der ihm Universalgewalt verleihen soll. Dieser Eine Ring ist der Clou. Sozusagen ein Meisterring, mit dessen Hilfe allen anderen Ringträger peu a peu dem Willen des Einen gefügig gemacht werden können. Mit Hilfe dieses Einen Ringes also plant König Sauron zum Herrscher über ganz Mitteleerde zu avancieren.

In einer gewaltigen Schlacht etwa dreitausend Jahre vor den Ereignissen der Trilogie gelingt ihm dieser Plan beinahe. Unglücklicherweise aber büßt er während des Schlachtgetümmels seinen Ring ein und blöderweise hat er seinen persönlichen Lebensfaden so eng mit diesem Ring verwoben, daß der Verlust der Preciose einem vorläufigen Aus für die materielle Existenz Saurons gleichkommt. Nun, der Ring, der zu diesem Zeitpunkt problemlos hätte vernichtet werden können, bleibt auf Grund der Korruptierbarkeit eines sterblichen und schwachen Menschen heil und unversehrt – das Böse bekommt eine zweite Chance.

Zweieinhalb Jahrtausende später, nachdem er bei vielen Bewohnern Mitteleerdes schon längst in Vergessenheit geraten war, wird der Ring gefunden. Sogleich beginnt er seine böse Saat auszubringen: Fünf Minuten nach seinem Revival ist sein Finder und erster Träger bereits tot. Alle, die ihn fürderhin in der Hand halten, werden nicht so recht warm mit ihm. Er bringt ihnen nicht viel Gutes. Wer den Ring trägt, dem wird er bald zur überschweren Last. Er verbiegt die Seele hin zu Mißtrauen und Einsamkeit, zu Schmerz und Leid.

Einigen Weisen bleibt dennoch nicht verborgen, daß der Eine Ring wieder aufgetaucht ist und sich in Folge dessen das Grundböse um Sauron wieder zu regen, ja, der Herrscher selbst zu reinkarnieren beginnt.

Die Gefahr wächst täglich und so viel ist klar: Sollte der Dunkle Herrscher wieder in den Besitz seines Schmuckstücks gelangen, so haben die noch freien Völker Mitteleerdes ganz, ganz schlechte Karten. Also beschließt man, den Einen Ring zu zerstören. Das aber ist leichter gesagt als getan. Denn der Eine Ring wurde in den Feuern des Schicksalsberges, eines etwa anderthalb Kilometer hohen Vulkans, geschmiedet und kann nur dort wieder vernichtet werden. Dieser feurige Hügel liegt jedoch zu allem Unglück mitten im Herrschaftszentrum des Königs Sauron, quasi neben dessen Hauptquartier.

Die Aufgabe entspricht einem Himmelfahrtskommando mit äußerst umstrittener Prognose. Jedem, der noch einen Funken Verstand hat, sträubt sich das Nackenfell ob dieser Ehre. Zuteil wird sie einem Hobbit namens Frodo Baggins aus dem Auenland. Was das nun wieder sei? Nun, unter Hobbits verstand Herr Tolkien sogenannte Halblinge, einer den Menschen sehr ähnliche, jedoch kleinwüchsige Population mit spitzeren Ohren und überdimensionalen, befellten Füßen. Von Herzen gutmütig und fleißig, von einem manchmal etwas lausbübischem Naturell, siedeln diese Hobbits im Auenland, einem paradiesischen Landstrich im Westen Mitteleerdes. Nota bene im Westen! Denn was bei Herrn Tolkien aus dem Osten kam und aus dem Süden – das war nicht nur suspekt, das waren potentielle Alliierte des Bösen schlechthin. Die Fingerzeige auf die Hunnen und die späteren „Huns“ (eine an den Begriff der Hunnen angelehnte verächtliche Bezeichnung der Engländer für ihre deutschen Vettern), auf die Araber, Neger und

Karthager, die sowohl mit dem römischen als auch mit dem britannischen Imperium ihre latenten Schwierigkeiten hatten, ist unverkennbar. Und wer König Sauron zu Adolf Hitler in Beziehung setzt, der verfolgt keinen allzu abwegigen Gedanken. Wir müssen aber gerechterweise einfügen, daß der Autor zeitlebens beteuerte, daß er keineswegs eine Analogie zu seiner Gegenwart im Sinne gehabt hätte.

Frodo Baggins also meldet sich vor der Ratsversammlung der letzten freien Völker zu dieser mörderischen Aufgabe, den Ring zu vernichten. Beeindruckt von seiner großen Beherztheit finden sich noch einige Gefährten verschiedenster Herkunft, um ihm bei dieser Reise zur Seite zu stehen. Was dann folgt, ist die Beschreibung der haarsträubenden Abenteuer, die diese Reisegesellschaft auf ihrem fast eintausend englische Meilen langen Weg gemeinsam und getrennt zu bestehen haben.

Diese sind nun wirklich brillant erzählt. Mit großem Geschick leuchtet Herr Tolkien die psychologische Beschaffenheit seiner Figuren aus, die Politik der abendländischen Reiche von der Zeit der Völkerwanderung bis hin zum frühen Mittelalter findet gekonnt und nachvollziehbar ihren Niederschlag. Allianzen werden geschmiedet und hohen Belastungen ausgesetzt, Freundschaft, Treue und Verrat, Willen und Versagen liegen dicht beieinander. Hier haben wir es nicht mit einem simplen Märchen zu tun. Hier tritt uns eine neugeborene Großsage kräftig und lebendig und mitreißend entgegen. Selbst neue Sprachen erfand der Altphilologe und Oxford-Professor Tolkien.

Kein sinnentleertes Gebrabbel, sondern Kunstsprachen mit eigener Semantik und Grammatik, wohltönend und in sich schlüssig – die alten keltischen und germanischen Sprachen, sowie das Altfinnische(!) standen Pate. Herr Tolkien hatte mit dem letzten Worte seines Epos sein hochgestecktes Ziel wahrhaftig erreicht. Wir aber kamen zu dem Schluß, daß eine solch komplexe Phantasie, die so filigran, so sublim und so souverän mit der Geschichte und vor allem – mit der von unseren Altvorderen erlebten und in mannigfaltiger Form überlieferten Realität spielt, einer ehrenden Betrachtung wert sei. Herrn Tolkiens Meisterwerk regt nicht so sehr zum Träumen an, sondern doch mehr zur intellektuellen Auseinandersetzung. Und das ist das Grandioseste an seinem Epos!

Der Katharinenkirche aufs Dach gestiegen

K. K. Bajun

Die dominanteste Erscheinung der Neustadt Brandenburg an der Havel ist um eine begehbare Attraktion reicher – man kann der Hauptkirche St.Katharinen seit Jüngstem aufs Dach steigen. Na ja, nicht gleich aufs Dach – eher auf den Dachstuhl.

Der Weg dahin führt über einen engen Wendel östlich der für ihren Zierrat berühmten Nordkapelle, zu Bauzeiten der Kirche angelegt, um den Bauleuten einen gerüstunabhängigen Zugang zur jeweiligen Höhe der Kirchenwand zu gewährleisten. Man merkt, daß die Altvorderen nicht so groß gewesen sein können – der Wendel ist wirklich sehr eng. 80 Stufen – und man ist über dem Kreuzrippengewölbe des Kirchenschiffs angelangt. Empfangen von einem wirklich freundlichen Aufsichtsbeamten läßt man, wenn sich die Augen erst ein wenig an das Halbdunkel unter dem riesigen Dach gewöhnt haben, den Blick etwas schweifen. Da liegen die Buckel und Täler des Netzgewölbes einmal von oben betrachtet. Es sieht aus, wie die Wellen eines gefrorenen Sees. Wie haben die Alten das hinbekommen? David Macaulay

hat die Technik in seinem Kinderbüchlein „Sie bauten eine Kathedrale“ beschrieben. Aber sagt das wirklich schon alles über die enorme Leistung aus, die dahintersteckt? Diese Schinderei! Es gab keine Baumaschinen, keine Elektrizität, keine starken Kräne. Alles wurde von Hand gehuckt, ein kleiner Tretkran am Mauerkragen befestigt, griff wohl mal beim Allernötigsten ein. Aber sonst? Donner und Doria!



Die Hauptkirche der Neustadt Brandenburg an der Havel, St. Katharinen von Norden her

Und dann erhebt sich der Blick und es schwindelt den überraschten Gast: Ein Wald von Balken, sich überkreuzend erhebt sich in eine schier endlose Dämmerung. Während der an sich schon imposante dreischiffige Kirchenraum sich 17 m über den Fußboden erhebt, der Dachstuhl bringt es auf beinahe 20m! Wer um alles in der Welt hat sich diese überragende Konstruktion ausgedacht? Vor unserem inneren Auge tauchen sie auf, die Zimmerleute vor weit über einem halben Jahrtausend. 24m lange Sparren wurde unter Hektolitern von Schweiß auf das Deckenniveau gewuchtet und dann in die Höhe gedrückt. Wie? Wie? Uns bleibt das Maul offen stehen! Keine Eisennägel! Geschickte Zimmermannshände stemmten an genau



Der Wald unterm Dach

der richtigen Stelle die Nuten und Aussparungen in die Balken, um die gewaltigen Hölzer gegeneinander verschränken zu können. Holznägel hielten das Ganze zusammen. Wer immer eine solche Konstruktion ersann, er muß ein heller und geschulter Kopf gewesen sein. Wir würden ihm zutrauen, Rubiks Würfel buchstäblich aus dem Handumdrehen richtig zu machen – die Anforderungen an das abstrakte Denken dürften kaum höher sein.

Keine Bauakademie lehrte diese Kunst, kein Statiker prüfte mit Berechnungen – gab es überhaupt eine Bauzeichnung? Papier war knapp. Rechenschieber oder gar Taschenrechner und Computer waren völlig unbekannt. Wenn wir heute vom leitenden Architekten des herausragendsten Bauwerks der norddeutschen Backsteingotik sprechen, so benennen wir Meister Hinrik Brunsberg aus Stettin. Sagen Sie den Namen noch einmal ganz langsam für sich und betonen Sie das Wort „Meister“! Der hier war wirklich einer!

In mehreren Etagen zieht sich die wunderbare Konstruktion in die Höhe um Schindeln von einer Gesamtfläche von Dreieinhalbtausend Quadratmetern Halt zu geben. Über dem Chor erkennt man die Beikonstruktion von Gebälk, das einst den Dachreiter der St. Katharinenkirche zu tragen hatte. Der Dachreiter selbst ist lange verschwunden. Sie können ihn noch auf der berühmten Panoramaansicht bewundern, die vor seiner sinnlosen Zerstörung im Neustädtischen Rathaus, nun aber im Stadtmuseum im Frey-Haus der Altstädtischen Ritterstraße hängt. Irgendwann entschloß man sich den Dachreiter herunterzunehmen. Der Unterbau blieb. Es ist beeindruckend. Sehen Sie vom Aufgang nach Westen, so erblicken Sie eine kleine Sensation: Ein gemauerter Giebel erhebt sich vor Ihnen über die gesamte Breite des Kirchenschiffs. Das ist aber noch nicht alles: Er ist

verziert mit eingelassenen gotischen Blendgaden, bemalt mit buntem Maßwerk. Wofür der Aufwand, werden Sie denken. Das sah doch über die Jahrhunderte sowieso kein Mensch. Nun, die Antwort liegt auf der Hand. Was Sie sehen, war ursprünglich der Abschluß des Schiffes nach Osten. Dann kam wieder etwas Geld in die städtischen Kassen – ja, liebe Brandenburger, so was gab's wirklich mal! – und der hochlöbliche Magistrat der Neuen Stadt Brandenburg beschloß das Anfügen eines Chores.



Der alte Giebelabschluß nach Osten

Während wir einsam unter dem weitläufigen Dachstuhl stehen, sprechen wir ein kurzes Dankgebet zum Hausherrn dieses Gotteshauses. Danke, Lieber Gott, daß Du verhindert hast, daß mit Kurfürstenhaus, Rathaus, St. Annenstraße und Paulikloster auch dieser Bau untergehen mußte. Danke, daß die Herrschaft der Atheisten nur vierundvierzig Jahre währte und bald nach deren Abdanken mit der Renovierung dieses Prachtbaus begonnen werden konnte. Ich, der ich im Schatten seines Turmes das Einmaleins erlernen durfte, kannte ihn noch anders. Grau in Grau war er und unansehnlich – und mir doch damals schon ans kindliche Herz gewachsen.

Wir danken nicht nur dem allmächtigen Vater Israels für das Wiederaufleben dieses in jeder Hinsicht wegweisenden Sakralbaus unserer Mütter und Väter – wir danken auch dem umtriebigen Pfarrer, der Landeskirche und den vielen engagierten Helfern, die unseren Augen und unserer Seele einen wundervollen Raum zum Ausruhen und zur Einkehr wiedergaben, verbunden mit dem Gedächtnis an die Großtaten der Alten, auf deren Schultern zu stehen wir das ehrenvolle wie verpflichtende Privileg haben.



Blick in den herrlichen Chor von St. Katharinen

Und wir lächeln nachsichtig und verstehend, wenn unser lieber Kollege Druckepennig seine Kippa aufbehält. Denn wir wissen, daß er das heilige Haus, den anderen Tempel seines Herrn ehrt und daß er auf seine Weise Zwiesprache hält mit dem Rabbi Joshua, dem Sohn seines Volkes, auf dessen Liebe sich die Kunst und Mühsal der Alten gründete und berief.

Der Untergang

B. St. Fjöllfross

Großes deutsches Kino ist wieder da! Und es fegt die aufgeblasene und oftmals gehaltlose Hollywood-Filmindustrie vom Tableau. Die letzten Tage und Stunden vor dem Zusammenbruch des Deutschen Reiches im Führerbunker unter der Neuen Reichskanzlei in der Berliner Wilhelmstraße und auf den Straßen der Reichshauptstadt.

(Das staunenswerteste Paradoxon findet sich im Drehort: es ist St. Petersburg, die Heldenstadt Leningrad, die wie Stalingrad an der Wolga unter den Nazis gelitten hat, wie sonst kaum eine Metropole.) Der wohl größte deutschsprachige Schauspieler unserer Epoche spielt den größten Verbrecher unseres Zeitalters, wahrscheinlich der ganzen Menschheit: Bruno Ganz, der Träger des legendären Ifflandringes, wertet diese Preciose zu einem Nobelpreis für Schauspielkunst auf. So etwas hat es noch nicht gegeben!

Wir wollen nicht die im Rundfunk Tausendmal explorierten Phrasen wiederkauen, wie schwer es doch wäre, ein solches Monster zu spielen, mit dem per se jede Identifikation unmöglich ist. Es ist unsagbar schwer – Bruno Ganz hat es geschafft und Ulrich Matthes ebenso. Herr Matthes spielte den hinkenden Doktor Goebbels mit seiner gesamten krankhaften Persönlichkeit so überzeugend, daß man bis ins Mark hinein erschauert.

Beiden, Herrn Ganz und Herrn Matthes ist etwas gelungen, was vor ihnen noch keiner gewagt hat: Sie haben den beiden Ungeheuern die Maske heruntergerissen, die eine feige Nachwelt diesen Menschen übergeholfen hat. Wir verweisen diesbezüglich auf den Artikel „Über den Teufel“ unseres geschätzten Kollegen Druckepennig im ersten Volumen des „Preußischen Landboten“. Eine Nachwelt, die unfähig und oft nicht willens war, den eigenen ungeheuerlichen Verbrechen ins Gesicht zu sehen, gab sich allzulange der Versuchung hin, „die da oben“ des Dritten Reiches als die allein Schuldigen zu deklarieren, von denen man verführt und gezwungen worden sei. Und die „da oben“ waren eben Andere; keine Menschen halt, na, Monster eben!

Dieser Selbstbetrug aber birgt den Keim für das nächste Verbrechen apokalyptischen Ausmaßes schon in sich: Wer selbst nicht schuldig ist, der braucht doch auch an seinem Verhalten nichts zu ändern, nicht wahr! Doch an exakt diesem Punkt hat es der eiskalte Propagandaminister Goebbels lakonisch auf den Punkt gebracht: Das Volk hat den Nazis letztendlich das Handlungsmandat übertragen, das Volk hat die von den Nazis ausgeheckten Pläne umgesetzt. Ich glaube, der größte Massenmörder aller Zeiten hat persönlich nicht mal einen einzigen Menschen umgebracht, wenn wir von Eventualitäten aus seiner Frontzeit im Ersten Weltkrieg einmal absehen. Und ebenso die anderen Chargen seines Führungszirkels. Sie haben angeordnet und andere haben es ausgeführt! Punkt!

Deshalb ist dieser Film in unseren Tagen so extrem wichtig. Die Zuschauer müssen begreifen, daß sie es in der Hand haben, ob Extremisten jemals wieder eine solche Nemesis über die Völker der Welt bringen können. Sie und niemand anders!

Die Zerschlagung der kapitalen Lebenslüge des deutschen Volkes ist wahrscheinlich ein Hauptanliegen dieses meisterhaften Streifens. Selbst wenn sich jedermann sträuben wird, dieses Ziel im Klartext zu formulieren. Denn es kommt einem Frontalangriff auf die deutsche Seele gleich – und es sind derer nur wenige, die Charakter genug haben, mit sich und ihrer Verantwortung ins Gericht zu gehen. So etwas muß man geschickter zu Markte tragen. Die Zuschauer darf man nicht brüskieren, sonst machen sie sofort zu. Aber wenn es gelingt, die Botschaft hinter ihre Stirnen zu schmuggeln, dann kann man auf breitester Ebene vielleicht einen Denkprozeß initialisieren, an dessen Ende eine Neubewertung des Einzelnen und seiner Rolle in der Gesellschaft steht.

Und noch eines: Die Gruppe um den Produzenten Herrn Eichinger hat sich eines Stoffes bemächtigt, der von den Offiziellen der ehemals beiden deutschen Staaten weitestgehend tabuisiert und marginalisiert wurde. r Blick hatte krampfhaft nach vorne gerichtet zu werden. Um Himmels Willen nicht

zurück! Was entsteht aus einem solchen Verhalten? Opposition natürlich, was sonst? Es ist töricht, einem geschlagenen Volk immer und immer wieder Kriegsfilm, die aus der Sicht der ehemaligen Kriegsgegner gedreht wurden. Kein anderes Volk auf der Welt hätte eine solche permanente Demütigung auf Dauer erduldet. Niemand verlangt eine Glorifizierung der Verbrecher von damals. Aber „Das Boot“ hat es vorgemacht, wenn auch noch mit etwas untauglichen Mitteln: die da deutsche Uniformen trugen, das waren unsere Großväter; die da die Kinder durch den Bombenhagel zu retten versuchten um sie hernach durchzufüttern, das waren unsere Großmütter. Wieviel Selbstverleugnung ist einem Volk denn auf Dauer zumutbar, ehe der Kessel wieder platzt?

Die pauschale Dauerverurteilung eines ganzen Volkes führte letztendlich nur dazu, daß sich Pubertierende und solche, die nie über diesen Reifesprung hinweggekommen sind, dieses Sperrgebietes der deutschen Geschichte bemächtigten und dort begannen, ihre unheilvolle Saat von neuem auszusäen.

In diese verderbliche Saat neuerlicher Legendenbildung von nationaler Größe, Heroentum und Selbstaufopferung im Dienste einer höheren Sache mischen sich erneut Wirrköpfe und aalglatte Profiteure, die sich die heißen Kastanien von geschorenen, aber ewig gewaltbreiten Dummköpfen aus dem Feuer holen lassen, um sich dann, eines bösen Tages, wie einst Göring auf Karinhall ein fettes Leben auf Kosten ihrer Untertanen zu machen.

Und genau auf diesen Acker voller Drachenzähne drischt der Eichinger-Film mit elementarer Wucht herab, wie Thors Hammer Mjøllnr auf die tumben Thursen- und Jøtenchädel. Drücken wir die Daumen, daß der überragenden Kunst eines Bruno Ganz und der übrigen Damen und Herren des Filmteams ein ähnlicher Erfolg beschieden sei!

Die Wiedergeburt des St. Pauliklosters zu Brandenburg an der Havel

K. K. Bajun

Es war in den letzten Kriegstagen des Jahres 1945. Die Rote Armee rückte auf die alte Chur- und Hauptstadt der Mark vor und trachtete, diese zu besetzen. War sie doch ein Industrieschwerpunkt, Militärstandort und Verkehrsknotenpunkt ersten Ranges. Doch des Führers Getreue dachten



Die Kirche des Pauliklosters zu Brandenburg an der Havel während des Wiederaufbaus September 2004

nicht daran, die Stadt zu übergeben. Der Irrsinn angesichts der völlig aussichtslosen Lage brachte Brandenburg schwersten Schaden. Denn die Rote Armee hielt sich nicht lange auf – sie schoß in die Stadt hinein, was das Zeug hielt. Das gesamte Temnitzviertel, das Lycaeum, das malerische Paulikloster selbst und die Prachtmeile Brandenburgs, die St. Annenstraße brachen in Feuer und Schutt zusammen. In den „versunkenen Schätzen der Stadt Brandenburg“ auf den Seiten des „Preußischen Landboten“ berichteten wir darüber. Über ein halbes Jahrhundert nun stand die traurige Ruine des ehemaligen Dominikanerklosters St. Pauli einsam und verloren, wie an den Rand der Stadt gedrängt und berichtete vom Wahnsinn eines aberwitzigen Krieges, der am Ende dorthin zurückgekehrt war, von wo er einst ausging.

In den sechziger Jahren dann kamen Pläne auf, das Paulikloster wieder aufzubauen, es als Landesmuseum für Ur- und Frühgeschichte zu nutzen. Die DDR war noch auf einem aufstrebenden Wirtschaftskurs, ein Ende der Ära von Prosperität und zunehmendem Wohlstand war für breite Teile der Bevölkerung noch nicht absehbar – und so beschloß man, sich auch des kulturellen Erbes anzunehmen, soweit es die herrschende Ideologie zuließ. Doch die Realität sprach eine andere Sprache. Als einiges getan und die Ruine notdürftig gesichert war, gingen die Mittel aus und die Arbeiten wurden für lange Zeit eingestellt. Das Vorhaben, eine der Keimzellen der Mark Brandenburg, nämlich das Gelände der markgräflichen Burg zu reaktivieren, erstarb unter anderen, dringlicheren Projekten.

Am Ende der Achtziger Jahre des Zwanzigsten Jahrhundert brach die DDR unter ihren inneren Widersprüchen in sich zusammen, wie einst das Dach der Klosterkirche unter den Schlägen des Beschusses. Eine neue Epoche kam für Stadt und Land – die der freien Marktwirtschaft.

Für Brandenburg brachte sie kurzfristig eine Erholung mit sich und man besann sich auf die alten Pläne. Doch wieder bekamen andere Projekte den Vorzug, so der Bau des Brandenburger Congress-Centrums, und abermals wurde verschoben und verzögert. Doch im Januar 2004 war es dann so weit:

Die Bauarbeiten zur vollständigen Rekonstruktion der Klosteranlage begannen. Wenn sie Ende 2006, Anfang 2007 abgeschlossen sein sollen, dann wird das Kloster buchstäblich wiederauferstanden sein, wie der Phönix aus der Asche. Und es wird dem Landesmuseum eine würdige Heimstadt sein.

Eine Ausstellung in der Marienkapelle des Klosters, die noch bis zum Januar 2005 zu sehen sein wird, dokumentiert in liebevoller Zusammenstellung und unter Zuhilfenahme alter Photographien und Dokumente den einstigen Reiz, den Verfall und die verschiedenen Versuche des Neubeginns.

Was einzig zu hoffen bleibt, ist, daß dieses Mal nicht das Geld vor der Zeit ausgehen möge, sondern der Wiederaufbau dieser geschichtsträchtigen, wunderschönen und für die Mark bedeutenden Anlage, wie vorgesehen beendet wird.

Die neu aufgesetzten Dachstühle sind ein weitsichtbares Zeichen der Hoffnung. Ein wiedererstandenes Paulikloster wird gewiß Brandenburgs Schade nicht sein.

Die Ausstellung hat bis Anfang Januar 2005 in der Marienkapelle hinter dem Westgiebel der Kirchrueine geöffnet am Wochenende, Samstag und Sonntag, jeweils 10:00 Uhr bis 16:00 Uhr. Sie ist zu finden, wenn man von der Steinstraße kommend, die Brüderstraße geradezu bis zum Ende läuft. Parkflächen sind in ausreichender Menge vorhanden.

Die neun Pforten

Ein Film von Herrn Regisseur Roman Polanski

K. K. Bajun

Ach, wäre Mozart doch nur älter geworden! Wieviele unsterbliche Werke hätte er der Menschheit noch zu schenken vermocht. Wieviel Genialität blieb durch seinen unzeitigen Tod für den Rest der Ewigkeit ungehört... Solche Seufzer mögen in Mozarts Falle alle ganz hübsch und melodramatisch klingen – ernsthaft beantworten kann sie niemand mehr.

Den Meister Polanski aber und seine Werke, – Sie erinnern sich unter anderem bestimmt an den legendären „Tanz der Vampire“ mit der kurz darauf hingemeuchelten Sharon Tate – diesen Filmemacher also können wir getrost aus dem Reich der Spekulation befreien.

Und wir müssen bedauernd feststellen: Die Luft scheint raus zu sein. Herrn Polanskis Kreativität versandet in seichten Klischeefilmen, wie sie einfallsloser und spannungsärmer nicht mehr sein könnten. Wie schade.

„Die neun Pforten“ dient dafür zum Exempel. 1999 gedreht, tischt uns der Film die folgende Gruselgeschichte auf: Ein amerikanischer Literaturexperte aus New York (von wo bitte sonst?) stellt sich dem fernsehschauenden Publikum zunächst einmal als skrupelloser Raffzahn und windiger Geschäftsmann vor, der zwar über ein umfangreiches Fachwissen verfügt, desgleichen über einen gefürchteten Ruf (einen guten Leumund hält er nach eigener Aussage für geradezu karriereförderlich), der aber als ziemlich schnoddrige Erscheinung von Johnny Depp äußerst fehlbesetzt einherkommt.

Johnny Depp... was für ein exzellenter Mime. „Edward mit den Scherenhänden“, der Ichabod Crane aus „Sleepy Hollow“, was waren das für Paraderollen! Einem Köhner auf den Leib geschrieben. Diese Figuren lebten, entfalteten sich, sprühten geradezu im Gegensatz zu seinem Buchdetektiv Dean Corsa aus „den neun Pforten“. Weder die Gestalt des windigen Geschäftemachers in Sachen alte Literatur kann sich einer solchen Vitalität rühmen, noch die Ausstrahlung derselben. Trocken und hölzern stolpert der Literaturdetektiv durch den Bildschirm. Ihm fehlt jegliche Seele. Das nicht fertizubringende Kunststück am Ende des Filmes aber sollte sein, genau so eine unsterbliche Seele dem Teufel zu verkaufen. Das mußte einfach schief gehen! Denn der Höllenfürst will schließlich für geleistete Arbeit rechtens auch etwas Handfestes einstreichen, und sich nicht mit Windbeutelereien abspesen lassen.

Doch weiter: Dieser Büchermann also, ständig auf der Suche nach gebundenen Raritäten aus der Frühzeit der Buchdruckerkunst, wird eines Tages von einem betuchten Sammler gebeten, die Echtheit eines Werkes zu prüfen, von dem es auf der Welt nur noch drei Exemplare geben soll. Der Rest der Auflage sei von der geismordenden Inquisition 1669 zu Venedig samt Autor auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden. Genauer gesagt, nur einer der beiden Verfasser. Der Koautor nämlich, der dem Vernehmen nach auch Höchstselbst einige Holzschnitte zur Illustration des Werkes von eigener Hand beigesteuert hatte, konnte sich dem irdischen Gericht auf Grund seiner besonderen Kräfte und Fähigkeiten entziehen. Handelte es sich doch bei diesem Mitverfasser um den Erzengel Uriel persönlich, um den Abtrünnigen, den Teufel, den Satan, den Gottseibeius.

Nun enthält dieses Werk nichts weniger als eine Anleitung, wie man die neun Pforten der Hölle überwinden und gottgleich werden könne. Was das eine mit dem anderen zutun hat, läßt das Drehbuch offen. Amüsant an diesen

besagten neun Pforten ist allein schon der Umstand, daß ein Ort, an den es nun wirklich niemanden zieht, scheinbar abgesicherter ist, als Fort Knox. Oder sollen die Insassen an einem Ausbruch gehindert werden? Dann wäre die Lektüre des fraglichen Buches auf der anderen Seite des Styx sicherlich angezeigt. Doch das nur nebenbei.

Unser mutmaßlich mit einer Schaffenskrise ringender Depp Johnny macht sich also auf nach Merry Old Europe und klappert die beiden anderen Buchbesitzer ab. Der eine ist ein Violine stümpernder alter Portugiese aus ehemals großem, nun aber verarmten Geschlecht, der seiner Melancholie des Verfalls durch das Gekrächze auf seinem verstimmten Instrument in den ausgeräumten Hallen seiner Villa Ausdruck verleiht. Die 850 Bände starken Überbleibsel seiner einst stolzen Bibliothek stehen nunmehr mangels Mobiliar auf dem Fußboden. Der verarmte Edelmann hütet dort auch seinen Millionenschatz – ebenjenes zweite Exemplar des Dämonicum, auf dessen Spur Herr Depp von seinem Auftraggeber mit dem bezeichnenden Namen Boris Balkan gehetzt wird. Meister Depp kommt, blättert, fertigt sich eine Tabelle an, die dem Standard „Geometrie der Dritten Klasse Grundschule“ entspricht, verläßt den Alten, worauf dieser dann um des inspizierten Werkes willen von unbekanntem Meuchelmördern in seinem Gartenteich zur ewigen Ruhe gebettet wird.

Als nächstes steht eine Baroneß Kessler auf dem Reiseplan, welche standesgemäß im Rollstuhl sitzt und ein großzügiges Pariser Maison bewohnt. Es stellt sich heraus, die Gemeinde der Sammler kennt sich untereinander, und man ist sich nicht grün. Was Wunder, bei einer solchen Interessenkonvergenz!

Kurz und gut, während der Inspektion des dritten Exemplars bekommt Herr Depp von hinten eins auf die Nuß, und als er wieder erwacht, sieht er die mit ihrem seidenen Halsschal erwürgte Baroneß mit ihrem Elektrorollstuhl wieder und wieder gegen die Tapete ihrer Bibliothek anstürmen. Offensichtlich hat die Tote die Kontrolle über das Heil- und Hilfsmittel verloren. Doch ehe der entscheidende Durchbruch gelingt, wendet Herr Depp das außer Kontrolle geratene Gefährt, worauf dieses durch eine geschlossene Tür den Weg ins Nachbarzimmer nimmt, in welchem bereits ein lustiges Feuer lodert. Dieses Zimmer, welches allen Pariser Brandschutzbestimmungen zum Hohn in einen offenen Ofen umfunktioniert wurde, wird nun also mit der leblosen Baroneß beschickt, auf daß diese kostengünstig kremiert werden kann. Ja, ja, wer sich mit dem Teufel einläßt... Es tut einem Leid um das schöne Halstuch und die wertvollen Scharteken, die nunmehr ein Raub der Flammen werden. Die Aristokratin hingegen hätte als ausgewiesene Dämonologin wissen müssen, welche feuriges Ende der Teufel seinen Bräuten im Allgemeinen bereitet. Herr Polanski bestätigt diesen Fakt noch einmal eindrucksvoll. Also Mädels, Finger weg von gutaussehenden Burschen mit Hahnenfeder, Klumpfuß, Schwefelparfüm, Ferrari, und einem Haufen Geld!

Gerade noch können wir unser Gähnen unterdrücken. Das ist auch gut so, denn wir wären Gefahr gelaufen, den Clou des filmischen Schinkens zu verpassen: Eine etwas nervige Studentin mit ausgesucht properer Figur entpuppt sich als schwebende Jungfrau mit übermenschlichen Kräften und einer formidablen Kampfkunst. Brunhilde, Königin von Island, Walküre und Wotanstochter? Bist Du's?

Immer wieder profiliert sich die Jungfrau als Schutzengel des von bösen Kräften verfolgten und stetig in seiner Arbeit behinderten Buchexperten. Wo sie auftritt, da hat das Böse nichts zu lachen! Sollte sie am Ende gar eine aus der Schar St. Michaels sein? Eine von den Guten? Dagegen spricht das regelmäßig aufleuchtende, unnatürliche Grün in Ihren Pupillen, wenn das

sexuell aktive Mägdelein in Fahrt gerät. Die Guten tragen traditionell Blau im Auge. Auf in den Endkampf! Das Originalbuch wird von seiner angeblich rechtmäßigen Besitzerin geklaut und seinem eigentlichen Zweck zugeführt – der Abhaltung einer sogenannten Schwarzen Messe nämlich. Damen und Herren der feineren Gesellschaft treffen sich zu diesem Behufe in einem französischen Chateau, ziehen sich schwarze Seidenkuppen über die nackte Haut, (huach!) – hängen sich einen Drudenfuß um den Hals und öden den Herrn der Finsternis mit ihrem Singsang an. Wenigstens verschafft uns die Hohepriesterin der Veranstaltung, ebenjene diebische Buchbesitzerin, beim Wechseln ihrer Garderobe ein kleines cineastisches Highlight.

Man meint, die Venus von Milo wäre von Herrn Polanski ebenfalls für den Streifen rekrutiert worden. Was offen bleibt, ist die Beziehung des Mädchennamens der besagten Schwarzen Priesterin zu ihrer filmischen Mission: St.Martin. Wir erinnern uns jenes legendären Bischofs von Tours, der auch als Kirchenfürst Macht und Gewaltausübung ablehnte und sich damit in einen krassen Gegensatz zu seinen Berufs- und Amtskollegen brachte. Ja, das war der Mann, der, als er noch als Offizier in den Diensten der römischen Legionen stand, seinen Mantel mit einem frierenden Bettler teilte. Das hat er nun davon. Wenn er von seinem himmlischen Vater erfährt, was ihm seine Heiligensprechung eingebracht hat, wird er wohl genauso gottlos fluchen, wie die armen Gänse, die alljährlich zu seinem Feiertag geschlachtet werden.

Der Rest ist schnell erzählt. Der bibliophile Mr. Balkan, der sich nun als Mörder seiner unliebsamen Sammlergenossen offenbart, meuchelt vor versammelter Gemeinde die Vorbeterein. Die Gemeinde stiebt entsetzt von dannen. Irgendwie unlogisch, das Ganze. Denn, um das Böse anzubeten, sind sie doch gekommen... Nun ja.

Das Balkan Bobbele versucht sich in einer Burgruine nun selbst mit der Teufelsbeschwörung, übersieht aber ein winziges Detail und schließt sein unwürdiges Erden- wie auch Kinodasein mit einer sauberen Selbstverbrennung ab, bei welcher Gelegenheit er der kulturhistorischen Ruine aus der Kreuzfahrerzeit gleich mit den feurigen Garaus macht.

Nachdem alles so schön in flammende Kulisse getaucht ist, bringt sich die Engelsstudentin wieder mit ein. Nun wird klar, sie muß eine Tochter der Unterwelt sein. Damit das auch dem letzten Holzkopf unter den Zuschauern klar wird, bemüht Herr Polanski immer wieder das im ganzen Mittelalter verbreitete Bild der Großen Hure Babylon, die auf dem mehrköpfigen, apokalyptischen Tier mit den sieben Hörnerpaaren durch die Gegend reitet. Zuzüglich verraten Flammen und eine Sukkubus-Nummer im Freien die Attribute des Dämonischen. Die attraktive Höllenvertreterin erklärt dann auch dem Buchprüfer, wie die Neunte Pforte zur Unterwelt wirklich zu öffnen sei – und so kommt es, daß auch die Seele des geist- und gefühllosen Buchgauners den Weg in das Reich des Gestürzten Engels findet. Hurra!

Was soll er auch noch auf Erden. Sein Auftrag ist erfüllt, sein Auftraggeber mausetot, genau wie sein mutmaßlich einziger Freund, der antiquarische Buchhändler aus New York, der als erstes Mordopfer des Films erhalten mußte. Dieser wurde nach seiner Ermordung aufgehängt, wie der Gehenkte aus dem Tarot: Kopfüber und mit angewinkeltem Bein. Das war die Manier, in der sich Wotan neun Tage lang an der Weltenesche Yggdrasil befestigte, um sein göttliches Bewußtsein zu erweitern. Was es dem Buchhändler brachte, ist wohl eher mit einer radikalen Bewußtseinsbeschränkung zu beschreiben. Nun ja, auch das Unrige war langsam im Schwinden begriffen. Herr Johannes Gensfleisch zum Gutenberg rotiert derweil in seiner Mainzer Gruft und spuckt Gift und Galle auf den unseligen Tag, an dem er die Buchdruckerkunst für das Abendland entdeckte. Hätte er gewußt, welchen

Schwachsinn man daraus eines Tages kreieren wird, er hätte das Loblied auf die Legasthenie angestimmt, statt bewegliche Lettern zu ersinnen. Die einzige seriöse Filmbotschaft, die uns erwähnenswert erscheint, besteht darin, daß, wie bei der „Schwarzen Messe“ ersichtlich, das die Kinder Gottes bis auf wenige Ausnahmen ohne zu zögern zum Teufel überlaufen, wenn sie denn einen zeitlichen Gewinn wittern. Das eigene Hemd ist den Menschen näher als Gottes Hose. So sind sie halt. Da mag der Herr Sintfluten, Heuschrecken und Kometen schicken, noch und noch, seine Allmacht ändert nichts daran.

Aber wir denken, der Vater Israels hat es aufgegeben. Es ist ihm wurscht geworden, was seine entgleiste Schöpfung treibt. Anders ist es nicht zu erklären, daß mit solchem hanebüchenen Mist Existenzen genährt und am Leben erhalten werden, während in der weiten Welt Tag um Tag Millionen Mitmenschen verhungern und verrecken.

Zwei sehenswerte Frauenhintern und ansonsten jede Menge Dooft...Wir beginnen den Sinn der Zeile aus dem Vaterunser zu erahnen, die da fleht: „... und erlöse uns von dem Übel!“ Die Inquisition hat es versucht. Etwas zu rabiat für unseren Geschmack. Aber Irrenhäuser gab es nicht, was sollten sie denn tun? Und im Endeffekt gab ihnen Herrn Polanskis Alterswerk durchaus recht. Späte Rehabilitation für die institutionellen Mordbrenner des Mittelalters durch einen polnischstämmigen Regisseur der Neuzeit.

Das gibt's wirklich in keinem Russenfilm...!

Die Passion der Beatrice

Ein Film von Bertrand Tavernier

Jules-Francois Savinien Lemarcou

Frankreich in der Zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts – der Hundertjährige Krieg verheert das Land, die Ritterschaft versammelt sich um das Lilienbanner, um gegen die englischen Invasoren anzutreten und doch wieder und wieder von den feindlichen Expeditionskorps vernichtend geschlagen zu werden. Das Mittelalter neigt sich seinem Ende zu, die aufkommende Bürgerschaft gewinnt an Einfluß und beginnt die Herrschaft des Geldes durchzusetzen, während die Ritter als traditionelle Vertreter des landbesitzenden Wehrstandes ihrer Bedeutung Stück um Stück verlustig gehen. Die Situation der französischen Ritter verschlechterte sich dramatisch, als sie sich auf den Schlachtfeldern von Crecy, Poitiers



Julie Delpy und Monsieur Donnadiou
in einer Szene aus „Die Passion der Beatrice“ mit Julie Delpy und Bernard-Pierre Donnadiou

und Agincourt versagten. Sie hatten sich definitiv unfähig erwiesen, ihrer eigentlichen Aufgabe, Land und Leute zu schützen, gerecht zu werden. Nach einem dieser Gefechte gerät der Ritter Francois de Cortemar (Bernard-Pierre Donnadiou), in englische Gefangenschaft, aus der er nach vier Jahren von seiner Tochter Beatrice (Julie Delpy) freigekauft wurde. Das beträchtliche Lösegeld konnte nur durch die Veräußerung großer Ländereien und des gesamten Interieurs der heimatlichen Burg bereitgestellt werden. Es gab kaum Bares auf Rittersitzen. Die Pest hatte Europa zu dieser Zeit sowieso schon entvölkert, es gab nur noch wenige Menschen, die die brachliegenden Äcker zu bewirtschaften in der Lage waren. Es kam nichts rein. Geld? Das hatten nur noch ganz wenige.

Nichtsdestotrotz ersehnte die inzwischen zu einer selbständigen und bildschönen jungen Dame herangewachsene Beatrice die Rückkehr des Vaters und ihres geliebten Bruders Arnaud, der den Vater in die Schlacht begleitet hatte. Und so trennte sie sich von dem Besitz des Vaters, um beiden den Weg in die Heimat zu ermöglichen.

Doch als die beiden Männer die heimatliche Burg endlich wieder betreten, brechen für die junge Frau grauenhafte Zeiten an: Der Vater ist nicht mehr derselbe. Durch das Erlebte in seinem Wesen verändert, hart und zynisch, brutal und selbstquälerisch, errichtet er auf der Burg ein Regiment des Schreckens. Zunächst einmal bekommt Arnaud die Tyrannei des Vaters grausam zu spüren. Ein weicher Charakter hat er auf dem Schlachtfeld bitter versagt, sich gar in die Hosen gemacht und ist sodann ohne Gegenwehr gefangengenommen worden. Verbittert über die demütigende Niederlage, in der selbst der König von Frankreich sein Heil in der Flucht gesucht hat, läßt der rauhbeinige Vater nun alle Wut und Enttäuschung an Arnaud aus. Doch auch die anderen Bewohner der Burg, einschließlich des Ritters Mutter, beginnen ihr unberechenbares Familienoberhaupt zu fürchten. Dieser projiziert indeß die Verachtung für das eigene Versagen auf seine gesamte Umgebung und behandelt seine Untertanen wie den letzten Dreck.

So fällt er über seine Mägde ganz nach Belieben her, reißt gar der eigenen Mutter den Schmuck vom Hals, überreicht ihn seiner Maitresse, um die Mutter zu demütigen, beginnt sich mit einigen Spießgesellen als gemeiner Raubritter, Brandschatzer und Plünderer zu betätigen. Francois de Cortemar verrät den Codex des Rittertums schon in dem Augenblick, in dem er über die geraubten Frauen herfällt. Hatte er doch anlässlich seines Ritterschlages unter anderem die Ehre der Frauen zu schützen geschworen. Es klingt in unseren Ohren wie brutalster Hohn, wenn er sich bei einem jungen Mädchen, daß um eine Vergewaltigung gerade so herumgekommen ist, mit den Worten entschuldigt: „Verzeiht, Daß wir Euch nicht gehuldt haben!“ Das tolle aber ist – das ist kein Hohn! Das ist kein Zynismus! Der Ritter meint das wirklich und wahrhaftig so, wie er es sagt. Für uns Nachgeborene unbegreiflich. Vor siebenhundert Jahren aber hätten unsere Ressentiments als verschoben gegolten.

Doch mehr und mehr wird er seines Selbstbetruges gewahr: Der Seigneur de Cortemar ist kein tumber Idiot, sondern ganz im Gegenteil ein Mann mit klugem Kopf, vielen Gedanken und einem großen Sehnen, und so stürzt er in der Absicht, sein als sinnlos und leer empfundenes Dasein zu beenden, während eines Plünderungszuges in eine der brennenden Katen, aus der er von einem Kumpan erst im letzten Moment gerettet werden kann.

Nun nimmt der Irrsinn seinen Lauf. Sein begehrender Blick richtet sich mehr und mehr auf seine Tochter, die er schließlich in einem inzestuösen Akt von unsäglichlicher Brutalität vergewaltigt und ihrer Jungfernschaft beraubt, die zur damaligen Zeit zum wertvollsten Kapital einer jungen Dame zählte.

Mehr noch, er begehrt sie zu heiraten. Der Wahnsinn ist in ihm ausgebrochen. Alles steuert auf eine entsetzliche Tragödie zu. Im Jahre 1987, noch vor Umberto Ecos berühmten „Namen der Rosen“ drehte Bertrand Tavernier den Film „Die Passion der Beatrice“. Die Erstausstrahlung fand jedoch erst zwei Jahre später statt.

Monsieur Tavernier zeichnet ein Bild dieser Epoche und der Menschen, wie es in seiner bis ins Mark erschütternden Authentizität nicht zu überbieten ist. Vor unseren Augen entsteht der wahrhaftige Antipode zu den elenden Mittelalterschenken Hollywoods. Keine geschwollene Phrasen daherlauernden Modepüppchen mit aufgestylten Frisuren begegnen uns, keine porentiefreien Burgen mit glanzvollen Kemenaten, keine edlen Ritter in schimmernden Rüstungen - hier wird gezeigt, wie es wirklich aussah.

Die Burg war ein rüdiges, saukalter und zugiger Steinklotz mit Kamin und ein paar lausigen Werkstätten und Gemüsebeeten auf dem Hof, zwischen denen sich Hühner und Schweine und Hunde herumtrieben. Die verlogene Wart- und Rothenburg ob der Tauber-Romantik, der die närrischen amerikanischen Touristen nur zu gerne verfallen, ist ein Hirngespinnst. Betten waren weitestgehend unbekannt, die Fenster waren hohl und nur durch Holzläden zu verschließen. Die Leute, ausgenommen die Herrschaft, hatten wenig mehr als Lumpen auf dem Leib, faulige und stinkende Zahnstumpen staken schon jungen Menschen im Maul, Tod und Krankheit begegnete man mit einem gewissen Fatalismus. Unsere Gefühlsduselei war unseren Altvorderen fremd – aber auch sie empfanden Schmerz und Demütigung, empfanden Sehnsucht nach Glück.

Diesen Gefühlen spürt Monsieur Tavernier mit großartigem psychologischem Geschick nach. Hier gibt es keine in weiß gewandeten Guten, die ein schmachtendes, gerade der Kosmetik entsprungenes Burgfräulein aus den Klauen der an ihrer schwarzen Haar- und Mantelfarbe deutlich kenntlichen Bösen befreien. Kein rassendes, quälend langes Degenduell am Ende, welches vom Guten mit knapper Not und einigen Blessuren gewonnen wird, damit wir Zuschauer es ihm auch ja von Herzen gönnen, wenn er seiner Angebeteten vor dem Abspann noch liebevoll die Zunge in den Hals steckt.

Der aus englischer Gefangenschaft heimgekehrte Burgherr wird nicht durchweg als geistlose Gewaltmaschine gezeichnet. Das macht einen Teil der Qualität des Filmes aus. Ein wenig verleiht Herr Donnadiu dieser durch und durch tragischen Gestalt den Charakter Nosferatus aus dem bildgewaltigen Epos von Herrn Herzog.

Das tiefe Gefühl, von Gott und der Liebe verlassen zu sein und seine Welt im unumkehrbaren Untergang zu erleben, bringt diesen Mann zur Verzweiflung und treibt ihn zu seinen Untaten. Gutes und Böses teilen sich dieselbe Seele, deren Leid aus der Gottesferne entspringt. Geprägt von einem Kindheitstrauma, er erwischte seine junge Mutter mit einem Galan im Ehebett seines Vaters, kaum daß dieser in den Krieg gezogen war, entwickelte der vaterlos aufwachsende Francois einen unbändigen Haß auf seine Mutter. Diese erwiderte die Abscheu ihres Sohnes lebhaft, nachdem sie halbnackt mit ansehen mußte, wie ihr Liebhaber von ihrem gerade mal zehnjährigen Sproß hingedolcht wurde.

Dennoch, immer wieder scheint Francois de Cortemar einem Idealbild zu folgen, das mit der selben Steute vor seinen Augen zertrümmert wird. Die tugendhafte Mutter verwandelt sich in seiner Gegenwart in eine billige Hure, die hehren Prinzipien der Ritterschaft werden in seinem Beisein über den Haufen geworfen, es gibt auf dem Schlachtfeld keinen ehrlichen

Kampf mehr Mann gegen Mann. Statt dessen erfolgt ein Hinschlachten der ungeordnet anreitenden Ritterschaft durch Heckenschützen, Lumpen und Strauchdiebe, wie er die walisischen Langbogenschützen bezeichnet. Die alte, von ritterlichem Ehrgefühl bestimmte Massenrauferei weicht einer kühlen, nach strategischen Erwägungen ausgerichteten Taktik. In der Heimat verfügen die verachteten Bürger, die Krämerseelen und die Juden plötzlich über Macht, Ansehen und Reichtum, während er, der Adlige, zu einem marginalen Dasein verdammt wird, das ihm kaum mehr beläßt, als was er auf dem Leibe trägt. Er hat viel gewagt und viel verloren. Es gibt keine Versicherung, die für die Entschädigung eines eingebüßten Sieges aufkäme. Er, der Ritter Francois de Cortemar steht auf der Verliererseite und muß sich nun seinerseits mit Lumpengesindel und Bandenkroppzeug umgeben, um seinen Lebensunterhalt mit ehr- und ruhmlosem Raubrittertum sicherzustellen.

Nach dem zusammengeschrumpften Besitz schwindet nun auch sein Selbstwertgefühl wie Schnee in der Sonne. Viele seiner unvorstellbaren Grausamkeiten in Wort und Tat müssen wir Heutigen jedoch relativieren, indem wir sie in den Kontext der Zeit zu stellen haben. Frauen wurden als minderwertig betrachtet, ein weibliches Neugeborenes, das seine Mutter soeben im Schnee getötet hatte, blieb unbestattet liegen – schließlich haben Mädchen keine Seele! Die Kindsmörderin wurde kurzerhand als Fickmaschine einkassiert – Menschenwürde, Unantastbarkeit und Unverletzlichkeit der Person, das sind Begriffe, mit denen selbst fortschrittliche Geister zu dieser Zeit wenig hätten anfangen können.

Dennoch schimmert immer wieder aus dem seinerseits gequälten Ritter Francois de Cortemar, der den Untergang seiner Epoche nicht verkraftet, die Sehnsucht nach dem Segen Gottes, dessen Existenz er doch ablehnt. Immer wieder sucht er die reine Liebe und pervertiert diese Suche gleichzeitig mit jedem Wort, mit jeder einzelnen Bewegung.

Die Gegenspielerin zu diesem menschlichen Ungeheuer ist seine Tochter Beatrice. Wenn es das Filmdebüt der damals 18jährigen Julie Delpy war, so erleben wir einen überwältigenden Einstieg eines großen Talentes in diese Branche.

Der Landbote ist bekannt dafür, daß er Schauspielern zunächst einmal mit einem gehörigen Mißtrauen begegnet, ob sie denn nicht nur Tagediebe, Gaukler und Komödianten seien. Manche aber zeigen sich von der ersten Sekunde ihres Auftretens über diesen Verdacht weit erhaben. Frau Delpy gehört zweifelsohne zu dieser erlesenen Runde. Die schauspielerische Leistung dieser jungen Dame, die noch dazu eine der schönsten Blumen Frankreichs ist, nötigt uns großen Respekt ab, sie ist schlichtweg grandios. Und es nimmt über die Maßen wunder, daß ein Film, der von seinen exzellent besetzten Hauptdarstellern so wunderbar in Szene gesetzt wurde, nur einen einzigen Preis erhielt – den nämlich für die beste Kostümierung.

Wir begleiten nun also das Burgfräulein auf ihrem Leidensweg, den sie unverschuldet beschreiten muß. Es erfordert Nerven, das kann ich Ihnen sagen! Man kann sich hundertmal einreden, daß das ja alles nur Fiktion sei, ein ganzes Kamera- und Regieteam um den Set versammelt ist, und all die fürchterliche Gewalt nicht wirklich stattfindet. Nein, es schaudert einen bis in die Knochen. Das Mädchen kämpft um ihren Vater, bis dieser über sie herfällt und jede Hoffnung im Keim erstickt. Obwohl durchaus abgehärtet von den rauhen Sitten ihrer Zeit, droht sie an dem Erlebten zu zerbrechen. Sie leidet nicht nur um sich allein, sondern auch um den geliebten Bruder, den der völlig entmenschte Vater eines schlimmen Tages in Frauenkleider steckt, ihn aus der Burg treibt, um kurze Zeit später Jagd auf ihn zu machen. Sie lesen richtig! Arnaud ist das Wild und die feudale Jagdgesellschaft hetzt

ihn, einen Menschen, durch die Höhenzüge des Languedoc. Sie bringen in regelrecht zur Strecke. Die Haare stehen einem zu Berge. Der Mann, der sich um seine Lebensfreude geprellt sieht, zerstört systematisch die Lebenslust der Menschen seines Umfelds. Beatrice jedoch will sich nicht geschlagen geben, sie resigniert nicht, sie kämpft – nicht mit Pathos oder heroischer Mine, sie ist keine Marianne, sie wehrt sich dennoch mit ganzem Herzen und großem Mut verbissen gegen das Monster, welches einst ihr geliebter Vater war.

Rund um diese Tragödie, der so viel, leider nur schwach überzeichnete Normalität innewohnt, inmitten dieses Dramas, welches die wahre Natur des Menschen unbarmherzig mit scharf geführten, nahezu chirurgischen Schnitten bloßlegt, wird das Auge der Kamera mit ruhiger Hand durch die mediterrane Landschaft der Aude geführt, über die Kalkfelsen, durch die jämmerliche Kuhbläke am Fuße der Burg, deren winzige Hütten sich um das Kirchlein scharen, wie eine verängstigte Herde von Lämmern um den Schäfer.

Während ich dies schreibe, sehe ich mich um. Ich sitze in einem Zimmer, das nicht sonderlich groß ist, aber dennoch gut und gerne zwei dieser Hütten beherbergen könnte. Ich sitze allein hier, während eine ganze Großfamilie in solchen Unterkünften hauste. Nun ja, tagsüber waren sie bei der Arbeit von Kindesbeinen an und kamen erst nach Sonnenuntergang wieder heim. Sie besaßen nichts, was Platz erfordert hätte, vier Wände und ein Dach gegen die Unbilden der Witterung. Das war alles. Der Dorfanger – ein einziger Schlamm. Denken sie mal daran, wenn Sie nächstens wieder einmal durch ein märkisches Dorf fahren. Geputzte Häuser, gepflegte Vorgärten, gepflasterte und beleuchtete Straßen, ein Fahrradweg, ein Kätzchen sitzt in der Sonne und leckt zufrieden sein Pfötchen...

Hier sah es genauso aus. Rufen Sie das Bild in Ihr Gedächtnis, wenn Sie eine imposante gotische Kathedrale bestaunen, und man ihnen erzählt, daß Frankreich zu dieser Zeit führend in Europa war. Und denken Sie daran, wenn bei einem Spaziergang durch die Wälder des Fläming vor Ihnen unvermittelt eine steinerne Wand aus groben Feldklammern auftauchen sollte, die sich als Westgiebel einer Kirchenruine entpuppt, letztes Zeugnis eines untergegangenen Dorfes dieser Zeit, das in etwa so ausgesehen haben mag, wie es uns von Monsieur Tavernier vorgeführt wurde. Und versuchen Sie sich dabei zu vergegenwärtigen, daß so Ihre Urahnen lebten, Ihre Leute, von denen Sie abstammen, denen Sie ihr Leben verdanken!

Es wäre vielleicht inflationär zu sagen, Monsieur Taverniers Film mache betroffen. Es ist auch nicht so, daß die unvermeidliche Hexenverbrennung, die unausrottbar zu unserem Verständnis vom Mittelalter gehört und als unvermeidliches Attribut in keinem Film über diese Epoche fehlen darf, den besonderen Schauer ausmacht, der einen beim Ansehen dieses Meisterwerkes beschleicht. Diese Hinrichtung, die ihrer Art nach eher eine bäuerliche Lynchjustiz gewesen zu sein scheint, wiewohl die Anwesenheit eines Priesters das Gegenteil bezeugen soll, findet auf dem Dorfanger statt, direkt neben einer Klausur, in die sich eine tieffromme Eremitin zurückgezogen hatte, um der Welt zu entsagen.

Wir mutmaßen, daß es Monsieur Tavernier mit der Darstellung dieser Szene hauptsächlich darum ging, deutlich zu machen, wie nah beieinander im Mittelalter tiefste, ja kindlich bis kindische Frömmigkeit und hemmungslose Grausamkeit zu finden waren. Kein Mylag oftmals zwischen diesen beiden Polen menschlicher Empfindungen. Dieser Film ist wichtig. Er ist sehr, sehr wichtig. Warum? Weil ohne eine präzise und ungetrübte Kenntnis der Vergangenheit keine reale Einschätzung der Gegenwart und keine stimmige Prognose für die Zukunft möglich ist.

Zum Teufel mit diesem neurotischen Müll aus Hollywood, mit dem sich die Amerikaner ihre seelischen Deformationen vom Hals filmen wollen! Es wäre angezeigter, Filme wie „Die Passion der Beatrice“ zu protegieren und der Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen, statt endlos den saudämlichen Krieg der Sterne, Raumschiff Enterprise, American Werewolf und ähnlichen Schund herunterzuleiern.

Die „Passion der Beatrice“ mag uns als irrealer Albtraum erscheinen. Bei Gott, nein! Das ist ein Ausschnitt unserer Geschichte. Und trotz des Schreckens, der in das Drehbuch hineingeschrieben wurde, wagen wir zu behaupten: Das war noch verhältnismäßig harmlos.

Lassen Sie mal jemanden die Greuel des Dreißigjährigen Krieges realitätsnah verfilmen, lassen Sie mal irgendeinen mutigen Regisseur den „abenteuerlichen Simplicissimus Teutsch“ des Herrn Christoffel von Grimmelshausen auf die Leinwand bringen und ich verspreche ihnen, die Perversen, die sich noch eben am „Texas Chainsaw Massacre“ delectierten, werden sich nach wenigen Minuten um den Kotzkübel balgen und im Dunkeln anfangen mit den Zähnen zu klappern.

Der Film ist so enorm wichtig, weil er dem genauen Betrachter zeigt, daß das wir sind, die da agieren. Wir! Verstehen Sie? Sechshunddreißig Generationen reichen nicht aus, um des Menschen Wesen zu ändern. Sie glauben mir nicht? Sie denken, unsere Hochzivilisation, in der man die Würde des Menschen in die Verfassung eingeschrieben hat, in der man den Zugang von Frauen zu Machtpositionen zu quotieren beginnt, wäre immun gegen solche archaische Gewalt? Haben Sie den Zweiten Weltkrieg vergessen? Zu lange her? Wie weit liegt denn der Balkankrieg um das Erbe Jugoslawiens zurück? Oder, sagt Ihnen der Name Lyndie England noch etwas?

Der Leidensweg der Beatrice de Cortemar gründet sich auf die Gewalt, die von kaputten und zerrissenen menschlichen Existenzen ausgeht. Keineswegs nur stumpfe Gewalt, sondern Gewalt, hervorgebracht von Menschen, die den Kampf gegen sich verloren haben, den Kampf gegen das, was sie als gut und erstrebenswert einst in ihrem Herzen bargen. Dieser Umstand ist es, der uns solche Filme zum Anlaß nehmen sollte, über uns nachzudenken, wie nah gut und böse in uns beieinander liegen, wie stark, wie gefestigt wir wirklich sind und, am Ende – wie verletzlich.

Die Welt der Wirtschaft

enträtselt von Andre Fourcans

S. M. Druckepennig

Ja, ja – die Wirtschaft. Davon versteht er nichts, unser Herr Bajun. Die Stirne des Feingeists aus den Weiten der russischen Wälder legte sich in Falten und Runzeln, als das Thema seinem Ressort zugeordnet wurde. Aber, weer man ejn feijns Jiddel, wenn man nich wollt helfen, wo mer nur kennt! Nu, ich denk, ich kann. Also frisch drauflos! Andre Fourcans ist einer der Granden im französischen Reich der Wirtschaftstheorie, dessen Stimme bis in die führenden europäischen Gremien gehört wird.

In dem vorliegenden Buch nun versucht Herr Fourcans in einem imaginären Gespräch mit seiner schätzungsweise dreizehnjährigen Tochter, dem Mädchen seine väterliche Welt – die Welt der Wirtschaft, Mechanismen und ihrer Gesetze näherzubringen. Fürwahr ein gewagtes Unterfangen! Gilt

doch die Wirtschaft als unselige Verwandte der Mathematik, welchletzte schon im Allgemeinen bei den Kindern bis auf wenige Ausnahmen nur geringe Sympathien genießt. Das Geschacher der Alten geht den lieben Kleinen meist völlig auf den Keks!

Doch diese schachern schon fleißig mit: „Oma, das Taschengeld von Mutti hat nicht mehr gereicht, ich mußte doch diese Woche einen neuen Zirkelkasten für die Schule kaufen. Und jetzt haben sie in der Boutique nebenan diese todchice Designerjeans mit dem Straß an der Seite. Total abgefahren! Und auch noch runtergesetzt! Nächste Woche ist die Fete bei Claudia... Omiiiiiii!“ Abgesehen von dem Zirkelkasten, der eigentlich eine gepfefferte SMS-Rechnung fürs Handy war, führte unser Früchtchen uns gerade ein paar Grundbausteine der Wirtschaft vor: Begehren, Bedarf, Nachfrage und natürlich – das liebe Geld, das nie reicht! Doch das schert sie nicht weiter, sowenig wie wir uns beim Atmen über die Zusammensetzung der Luftgase Gedanken machen, solange wir nicht an einem Haus vorbeikommen, in dem der Herr Nachbar gerade seine Lumpen verbrennt.

Leider beschränken sich auch in diesem Falle die meisten Passanten auf gottloses Fluchen, anstatt den Dingen auf den Grund zu gehen. Und das ist verkehrt. Wer nur flucht, statt zu verstehen, der wird selten in der Lage sein, die Dinge zu seinen Gunsten zu beeinflussen oder gar zu ändern.

Das dachte sich sicher auch die Bundeszentrale für politische Bildung, als sie eine Lizenzausgabe dieses für den interessierten Laien und Anfänger überaus schätzenswerten Buches herausgab. Unter der ISBN 3-89331-322-2 kann man es bei der obgemeldeten Institution ordern.

Und wenn man es dann hat, dann kann man es aufschlagen: Man wird feststellen, daß Herr Fourcans nicht nur kindgerecht, sondern auch für den erwachsenen Leser sehr unterhaltsam geschrieben hat. Die trockene Wüste der Wirtschaftstheorie beginnt zu blühen!

Kein fades Ableiern von Historie, Fakten, Formeln und Thesen, keine dünnen und herzlosen Erklärungen von Weltwirtschaftskrisen, die das abgehoben muffige Odeur des distanzierten Schreibstubegelehrten verströmen, schlägt uns aus diesen erfrischenden Seiten entgegen. Auch die Ideologen, die aus wirtschaftlichen Prozessen eine Kampfwissenschaft zu schmieden suchen, werden sich nicht bestätigt finden.

Der Autor erwähnt entsprechende Versuche, setzt sich mit ihnen auseinander, (denn immerhin spielen sie ja eine bedeutende weltgeschichtliche Rolle), ohne sie allzusehr aufzuwerten und schafft den Spagat zwischen der Wissensvermittlung eines als diffizil geltenden Sujets und spannender Unterhaltung.

Besonders interessant aber wird es, wenn man als Leser selbst mit der von Karl Marx, Wladimir Iljitsch Lenin und ihren Apologeten geprägten, kommunistischen Wirtschaftskritik des Kapitalismus aufwuchs, in der alles, aber auch gnadenlos alles auf das zukünftige Reich Gottes..., nee, war'n Scherz!, auf die unvermeidliche, kommende Herrschaft der Ausgebeuteten abzielt. Das Verhältnis der Produktionsmittel zu den Produktionsverhältnissen war hierbei der Dreh und Angelpunkt aller Betrachtungen. Die Profitgier der Unternehmer, die das Treiben des Mammon zum Selbstzweck erhebt, wurde als das alles determinierende Agens identifiziert.

Das ist gar nicht mal so verkehrt. Wir erleben es gerade in der gegenwärtigen tiefen Wirtschaftskrise, die das Land bis auf die morschen Knochen schüttelt. Dennoch! Die Erläuterungen Herrn Fourcans' schaffen dazu

eine notwendige Ergänzung, eine detailliertere Einsicht in das Wesen des menschlichen Waren-, Geld-, und Leistungsaustauschs. Unbefangen kann man sich einer verrufenen Materie nähern, um sein Verständnis von den Vorgängen in der Welt zu erweitern. Denn plötzlich wird alles etwas durchsichtiger. Kapitalmärkte, Finanzplätze, Obligationen, Hochzinspolitik, der Zusammenhang des Börsenindex mit den Arbeitslosenzahlen und so weiter, und so weiter.

Es macht Spaß: abends knipst man die Tagesschau an und begreift plötzlich, warum alle so gebannt auf Herrn Greenspan schauen, dessen Statement zur Senkung oder Anhebung der Leitzinsen der Federal Reserve jede Minute erwartet wird. Es wird klar, warum die Aufgabe eines beinahe paritätischen Dollar/Euro- Kurses für die Unternehmer in den Wirtschaftszonen beider Währungen tiefgreifende Veränderungen bei den Produktionskosten, im internationalen Absatz, also im Import/Export-Geschäft hat.

Und vor allem geht einem ein Seifensieder auf, was das alles direkt – hören Sie? – ich sage: DIREKT mit uns zu tun hat. Die Wirtschaft ist nicht irgendein Monopoly durchgeknallter Yuppies oder Onkel Dagoberts auf ein paar einsamen Inseln namens Börsenplätze.

Hier geht es ganz speziell um die Biographie eines jeden Einzelnen von uns. Ein Marketingstrategie bei einem Automobilkonzern hat sich böse verkalkuliert. Es heißt, retten, was zu retten ist! Also wird ein Standort dicht gemacht. Die Leute stehen auf der Straße und müssen ihre persönlichen Ausgaben einschränken.

Den Händler an der Ecke wird's nicht eben freuen, wenn die Frau des Fräasers nur noch einmal statt dreimal die Woche einholen kommt und dann auch nur die Hälfte kauft. Der Staatssekretär im Finanzministerium kann das erwartete Steueraufkommen aus direkten und indirekten Steuern schon mal nach unten korrigieren.

Daß heißt, das Bafög für Krauses Ältesten fällt unter den Tisch und die im Rathaus der Gemeinde geplante Gehsteigerneuerung ebenfalls. Ganz im Gegenteil, die Runde der Finanzminister erwägt ernsthaft, die Hunde-, Erbschafts- und die Mehrwertsteuer ein weiteres Mal anzuheben um das zu erwartende Defizit ansatzweise abzufangen. Was bedeutet, daß Normalverbraucher noch weniger zum Konsumieren bleibt. Die Spirale dreht sich.

Sie sehen also: Wirtschaft ist ein Phänomen, das sich beileibe nicht darauf konzentriert, soundsoviel Millionen Dollar, Tonnen Soja, Barrel Öl, Automobile oder Schiffsladungen Moskitoeier von einem Ende der Welt zum anderen zu transferieren. Wenn raffgierige Gauner einen „Neuen Markt“ aus dem Boden stampfen und mit Hilfe der unersättlichen menschlichen Gier Millionen von Menschen das Ersparte aus der Tasche locken, bis die ganze Blase platzt und die Kohle auf Nimmerwiedersehen in obskuren Versenkungen verschwunden ist, dann schlägt das Ganze auch auf die zurück, die sich weise aus dem Irrsinn der Spekulationswut herauszuhalten suchten.

Denn es gibt kein Heraushalten: Ein Plündern der eigenen Rentenvorsorge, die Hypothek auf das ererbte Häuschen, die Umwandlung des Sparstrumpfes in Spekulationsmasse – das alles sind nach dem Krach eines Marktes für den Konsum dauerhaft verlorene Gelder. Lahmender Konsum aber bedeutet ein Nachlassen des allgemeinen Lebensstandards. Doch was erzähle ich?! Besorgen Sie sich das Buch und lesen sie selbst! Herr F. kann es besser erklären. Ich habe nur zu empfehlen. Was ich hiermit mache.

Durch die Erde ein Riß

von Herrn Dr. Erich Loest

K. K. Bajun

Richtigstellung: In einem Anschreiben vom 14. August 2004 machte uns Herr Dr. Loest freundlicherweise auf zwei inhaltliche Fehler aufmerksam, die wir uns beeilten, sofort im Text zu korrigieren: Statt fünf Jahren, wie im Urtext geschrieben, saß Herr Loest sieben Jahre als politischer Häftling in Bautzen ein. Das von uns erwähnte Buch „Die Westmark fällt“ heißt korrekt „Die Westmark fällt weiter“. Wir bitten um Nachsicht. Fjō

Tausende Biographien überschwemmen den deutschen Büchermarkt und wir denken mit Bedauern an die vielen Bäume, die für oftmals großen Schund ihr Leben lassen mußten.

Diese aber, der ich heute meine Aufmerksamkeit zuwende, diese ist aus einem anderen Stoff. Die hat was! Die wurde nicht von einem Dutzendschreiberling als Ghostwriter dahingekliert, dem Geschmack des Plebs entsprechend auf dessen bierseligen Wanst gepinselt.

Dieses Buch hier ist echt. Es stammt aus der Feder eines der Großen der deutschen Nachkriegsliteratur – des Sachsen Dr. Erich Loest. Während dieser Artikel entsteht, habe ich sein Bild vor Augen – dieses knochige, kantige, sperrige, ausdrucksstarke Gesicht – das Gesicht eines Mannes mit Charakter. Dieses Gesicht alleine bürgte uns schon für die Authentizität des Geschriebenen.

Das autobiographische Werk „Durch die Erde ein Riß“ bekam ich im Mai des Jahres 1991 von einem Manne geschenkt, der mir viel war. Das Exemplar trägt die Widmung:

Meinem lieben Jungen zum 27. Geburtstag L. kam uns helfen, uns noch besser zu verstehen

Dein Vater

Da warb eine Generation um das Verständnis der Nachfolgenden. Sie warb um Verständnis für ihr Denken und Handeln nach dem Kriege, in der mühseligen Phase des Aufbaus des kommunistischen deutschen Teilstaates, aus dem 1949 die DDR hervorging. Als dann meine Generation begann, politisch zu denken, war diese DDR schon beinahe am Ende. Der Weltmarkt verlangte nach Devisen und war diese nur bereit, für hochwertige Produkte zu bezahlen. Diesen gnadenlosen Wettlauf konnte die kleine und rohstoffarme DDR auf Dauer nicht mehr bestehen und sie schied aus. Nur weil sie ökonomisch ins Abseits geriet? Nein, es hatten sich im Laufe ihres Bestehens tiefe gesellschaftliche Widersprüche aufgetan, schon zu Zeiten, als sie noch ein Sinnbild sozialistischer Stabilität zu sein schien. Und Widersprüche solcher Art, das ließen die Mächtigen der DDR an allen Schulen des Landes lehren, führen nun mal zu gesellschaftlichen Umstürzen und Neuorientierungen. Als sie diese Einsichten verkündeten, da war es ihnen eigentlich um den Klassenfeind zu tun – doch solch ewige Wahrheiten machen vor niemandem halt – auch nicht vor dem Verkünder.

Wir Jungen spürten den Verfall, die zunehmenden, klaffenden Risse zwischen den Lehren der Sozialisten und der Realität im Lande. Es bildete sich eine stille Opposition, die weit über die Junge Gemeinde hinausging. Selbst die verachteten Mitläufer versuchten heimlich Distanz zu wahren zu den Hundertprozentigen. Letztere wurden gefürchtet, verachtet, verscheißert, gemieden. Und hier – in diesem Buche schreibt ein ehemaliger Hundertprozentiger! Das Unwahrscheinliche wird wahr: Man hört zu. Man

zeigt nicht von vornherein einen Vogel, man macht nicht innerlich zu – man hört, was der ehemalige Genosse Loest zu erzählen hat. Und man überdenkt und hört und hört und überdenkt. Ehrlich geht er mit sich um, der HJ-Unterführer und Werwolf Loest, der SED-Genosse und sozialistische Funktionär Loest, der politische Strafgefangene 23/59 – nichts hinterläßt einen beschönigten Eindruck. Hier wird nicht gekaspert, keine dreckige Wäsche gewaschen, keine billige Rache an den Peinigern und fanatischen Hohlköpfen von damals genommen – und glauben Sie mir – ein Autor von Ruf hätte da so seine Möglichkeiten.

Doch Herr Loest läßt sich selbst von einer solchen Gelegenheit nicht korrumpieren. Ist es das, was ihn über jeden Zweifel erhaben sein läßt? Wir vernehmen die Stimme eines Mannes, der im Herzen immer ein Sozialist geblieben ist. Oder sollte ich besser sagen – ein braver Mensch? Einer, dem Macht suspekt war – was alleine schon ausreichend ist, wertvolle von gefährlichen Zeitgenossen zu scheiden. Ein kluger Mensch, bewaffnet mit einem brillanten Geist, der zum Erkennen befähigt ist. Einer, dem Heuchelei ein Greuel ist – ein Heros, ein Übermensch? Nein, sicher nicht. Denn er hat seine Fehler, sicherlich, wie andere auch. Und er geht in seiner Autobiographie härter mit diesen eigenen Fehlern um, als mit denen seiner Quälgeister. Das waren die Menschen, die ihn zu einem Durchhalte kämpfer für die verbrecherische Sache der Nazis heranzogen. Es waren die vom gleichen Holze, die ihn später für sieben Jahre in Bautzen einlochten, weil er das Maul aufgemacht hat und nicht heucheln wollte. Weil Sozialismus für ihn eine Sache des Herzens war, eines Herzens, das unfähig zu Heuchelei und Kriecherei, nicht schlagen wollte für Konformismus und Karrierismus.

Ja, es war schön, über andere gesetzt zu sein. Wenn man in Berlin von älteren Hitlerjungen begrüßt wurde ob der Führerschnur an der eigenen Uniform. Wenn man später als Intellektueller Anerkennung fand, das Vertrauen ausgesprochen bekam einen leitenden Posten in einem Verband zu bekleiden, wenn man in einem Laden für „Nomenklatura“ einholen konnte, wofür die Arbeiter, die ja doch eigentlich die privilegierte Klasse hätten sein sollen, sich die Beine in den Bauch standen, für nichts und wieder nichts. Aber es spricht für den Mann Loest, daß ihn darüber ein flaes Gefühl, eine Art schlechtes Gewissen ankam. Denn wie lange war das her, daß der fette Reichsluftmarschall Meier, geb. Göring am Volkseintopf demonstrativ teilnahm, während er Stunden später in Karinhall die Sau raus ließ? Und schon wären wir wieder bei den innergesellschaftlichen Widersprüchen, an denen die DDR um einiges eher zugrunde ging, als an ihrem ökonomischen Kollaps.

Das mit dem Intellektuellenladen erachten wir für Kinkerlitz. Daß der Genosse Loest auch heimlich etwas Wein trank, während er Wasser agiterte, als er, der Autor der Schrift „Die Westmark fällt weiter“ im Westberlin der Vormauerzeit den Schwindelkurs mitmachte, tauschte und schmuggelte – wollen wir ihn richten? Das lassen wir besser bleiben – denn die das vermöge bezeugter „Integrität“ könnten, waren oft die Fanatiker, die den Sozialismus durch ihre Engstirnigkeit und phrasenbestückte Prinzipienfestigkeit am meisten in Gegensatz zu den Menschen brachten – die ihn später durch ihre Vita rundheraus diskreditierten. Anzurechnen ist dem Sozialisten und Funktionär Loest, daß er um solche Episoden keinen Bogen schlägt. Auch das bringt Glaubwürdigkeit ins Buch.

Eine Biographie. Kein seelenloses Geplapper eines Narziß, der glaubt, alle Welt interessiere brennend die eigene – leider nicht als solche empfundene Nichtigkeit. Schon am Stil erkennt man den Profi. Umgehen kann er mit der Deutschen Sprache – Hut ab! Herr Loest fesselt, Herr Loest führt mit leichter Hand den Leser durch vierhundertundelf Seiten, und am Ende bedauert man, daß es keine vierhundertzwölfte Seite mehr gibt. Was,

vierhundert Seiten? Wer hätte das gedacht! Wirklich vierhundert? Nee, komm Se! Das waren doch nicht mehr als hundert! Da habe ich doch keine zwei Tage dran gelesen, da war ich schon durch... Ja, liebe Leser, so geht es einem mit einem wirklich guten Buch. „Durch die Erde ein Riß“ ist ein wirklich gutes Buch.

Wir „Landboten“ empfehlen es vor allem anderen allen Deutschen mit Grips und aufrichtigem Interesse und wir lassen die oben erwähnte Widmung ungekürzt über unserer Empfehlung stehen.

Ein Konzert zu St. Marien

K. K. Bajun

„Kultur gibt's nur in Metropolen, die Provinz gähnt. Da ist nichts „Krauszuholen!“ So äußerte sich jüngst ein Vertreter der Kritiken schreibenden Zunft im Gespräch. Ein dümmeres Vorurteil habe ich selten zu Gehör bekommen. Purer Nonsense! Wenn man natürlich die großen Revuen meint, das Varieté die „großen“ Tenöre oder das Kabarett von nationalem Ruf – ja, dann sollte man die großen Städte nicht verlassen.

Doch viel faszinierender sind oft die leiseren Töne. Das Unaufdringliche, das Gute, das von einfachen Menschen für einfache Menschen dargeboten wird, das wärmt mitunter das Herz mehr als die den Geldbeutel ruinierenden Abende in großer Garderobe. Den 09. Juli 2005, abends um halb Acht boten in der Sankt Marienkirche zu Gardelegen Frau Ute Mathwig aus Herford, Violine, und Herr Axel Wolter aus Gardelegen, Orgel, einem dankbaren Publikum ein Konzert für Violine und Orgel. Gegeben wurden Stücke von Maestro Divino Antonio Vivaldi, Cesar Franck, Joseph Rheinberger, Felix Mendelssohn-Bartholdy, Benedetto Marcello, Johann Severin Svendsen,

Dem Meister (Johann Sebastian Bach) und Herrn Dall'Abaco. Lediglich die Hinzuziehung von Franck und Rheinberger machte unserem empfindlichen Gehör zu schaffen. Natürlich potenziert der dargebotene Kontrast das Gefühl für die überirdische Musik Vivaldis, Bachs und der anderen Meister der harmonischen Tonkunst. Zudem sehen wir es positiv und sind den Künstlern dankbar, daß sie bei der Formulierung dieses Kontrastes nicht zum Äußersten schritten und gar dem Zwölfton-Dämon Strawinsky ihre Kunst und Instrumente liehen.

Dennoch, der Applaus am Ende der Vorstellung war echt und ehrlich und ungekünstelt und vor allem – verdient! Wenn man nicht mit der überzogenen Erwartung an einen solchen Abend geht, die Maßlatte eines Nikolaus Harnoncourt oder Nigel Kennedy an eine Vivaldi-Interpretation zu legen, wenn man von Herrn Wolter nicht die Kunst des Orgeltracktierens abverlangt, die einem Johannes Köhler, Jiri Reinberger oder gar Dem Meister selbst zueigen war, dann bekamen die Ohren einen wahrhaft schönen Genuß vorgesetzt.

Die Große Toccata et Fuga d-moll, BWV 565, die von Kennern der Materie neuerdings als aus Des Meisters Händen stammend angezweifelt wird, ließ ganz im Gegenteil Herrn Wolters organistischen Qualitäten über weite Passagen hohes Lob angedeihen. Was er seinem alten und sicher nicht im besten Zustande befindlichen Kircheninstrument hervorlockte, gemahnte schon mitunter an die enorme Wucht der Arp-Schnitger-Orgeln in den großen norddeutschen Hallenkirchen. Soviel Resonanz vermochte die relativ kleine, dennoch fünfschiffige und von ihrer Bauweise her sehr interessante

Marienkirche zu Gardelegen zwar nicht zu bieten, dennoch gelang es Herrn Wolter immer wieder einmal, diesem durch und durch gehenden Eindruck die Illusion zu verleihen. Vielleicht sei uns gestattet, noch einmal zu appellieren, daß Vertreter der sogenannten avantgardistischen Moderne anläßlich solcher Ereignisse weniger Raum gewährt wird. Über Geschmack läßt sich bekanntlich streiten.

Ziehen wir aber die Gesichter des Auditoriums zu Rate, denen das Leiden unter Francks gehörpeinigendem Notensalat mehrheitlich anzumerken war, so sollte man die Auswahl der dargebotenen Stücke sorgfältig überdenken. Wir sagen es deutlich: Bis auf wenige Ausnahmen kamen die Leute nicht wegen, sondern trotz C.Franck!

Es ist dem Landboten dennoch einen herzlichen Dank an die beiden Künstler und Initiatoren für ihre Mühe und ihr Engagement wert, die tapfer und sehr beachtenswert einen respektablen Vorposten der Kultur in der ansonsten vernachlässigten Provinz behaupteten. Es macht Freude, dabei zu sein!

Wer war Hamsun?

unter Bezug auf ein filmisches Portrait von Herrn Jan Troell

B. St. Fjöllfross

Ich kann und kann nichts von ihm lesen. Mein geistiger Vater hat ihn geliebt. Der große, der einzigartige Tucholsky hat ihn geliebt. Doch Hamsun wuchs sich zur größten Enttäuschung, zur größten Niederlage aus, die Kurt Tucholsky ertragen mußte. Daß der Michel doof war, nun gut – nein, nicht gut! - das war bitter, aber es ging wohl nicht anders. Doch ein Geist wie Hamsun – das war unerträglich!

Das Erste Deutsche Fernsehen (Eins Festival) brachte am Abend des 04. August 2004 einen Film von Herrn Jan Troell über den Lebensweg des Norwegischen Giganten der Literatur. Ich rang mich durch, den Film anzusehen – und ich war gefesselt.

Keine Entschuldigung für den alten Mann. Aber Erklärungen. Nicht vergeben! Aber verstehen! Es stimmt nachdenklich.

Wie viel konnte ein fast tauber Mann, der nur in seiner Schreibstube saß, wissen von der wahren Natur des Nationalsozialismus? Verschieden hatte er sich dieser unseligen Sache, aber unter welchen Prämissen? Erfasste er das Ausmaß der Dämonie, von der er sich verführen ließ?

Kurt Tucholsky steckte mitten drin, in der sich abzeichnenden Katastrophe. Er brauchte weder eine Lupe noch ein Fernglas, um klarzusehen. Wie aber stand es um den Dichter im fernen Norden, der ganze 31 Jahre älter war, in seinen Siebzigern gar, als die braune Pest nach der Macht griff? Wir wissen es nicht. Wir können nur versuchen, uns unvoreingenommen hineinzufühlen.

Denn es erscheint und als eine Tragödie von antikem Ausmaß. Wer ist denn noch gefeit, wenn selbst die Giganten des Geistes versagen? Er sagte später vor dem Gericht aus, vor das man ihn um des Vorwurfs des Landesverrates willen gestellt hatte, er hätte nur zwei Zeitungen gehabt, aus denen er sein Wissen um die aktuellen Geschehnisse bezog. Ist das glaubwürdig, oder ist es die ehrliche Aussage eines getäuschten Greises? Man rauft sich die Haare!

Ist das denn möglich? Konnte man denn so unbedarft sein in der Mitte des hochtechnisierten 20. Jahrhunderts? Oder wollte Hamsun nicht sehen? Blendete er bewußt die Schreckensmeldungen aus, die doch ganz Europa bekannt waren? Wollte er nichts wissen von den Ankündigungen, die Adolf Hitler für jeden lesbar in seinem Buch „Mein Kampf“ niederlegte? Klammerte er sich an ein völlig irreales Germanenbild? All das scheint so, aber wissen, nein, wissen tun wir es jetzt noch nicht.

Ich habe den Film leider nicht von Anfang an sehen können. Spät erst habe ich den Sender angewählt. Da war Hamsun schon auf dem Weg zu einer Audienz bei Hitler auf dessen Berghof am Obersalzberg. Hitler ließ ihn binnen kurzem herauskomplimentieren, nein – hinauswerfen! Warum? Weil Hamsun plötzlich aus seinem Schlaf der Vernunft erwacht wäre und dem Gröfaz Vorhaltungen über dessen Verbrechen gemacht hätte? Mitnichten. Hamsun hatte Differenzen mit Terhoeven, Hitlers norwegischem Statthalter. Es ging um Norwegens Souveränität.

Schon bei dieser Auseinandersetzung zeigte sich Herrn Troells Darstellung zufolge, wie wenig Hamsun vom Geist des Nationalsozialismus begriffen hatte, dem er sich mit Leib und Seele verschrieb. Hamsun schien von einem aufrechten Charakter gewesen zu sein, und sein Wollen und Trachten entbehrte wohl wahrhaftig des Bösen. Also doch ein getäuschter Feingeist?

Vater Tucholsky, der du uns lehrtest, daß ein übereiltes Urteil zur törichten Grundausrüstung des Menschseins gehört und welches Verderben es zeitigen kann: vielleicht wärest auch Du nachdenklich geworden – angesichts dieser feinfühligten Darstellung einer vom Leben gespaltenen Persönlichkeit von überragendem Format.

Man stehe in Sachsenhausen und versuche Frieden zu schließen mit einem, der den Henkern dieses Lagers zujubelte! Denen, oder den Popanzten, die sich gleichsam als Sichtblende mit allem propagandistischen Geschick vor die Henker stellten und von einer neuen, besseren Welt faselten, während die alte gerade ihre Banquerotterklärung unterschrieb.

Es ist uns unsagbar schwer. Aber wären wir Preußen, wenn wir nicht zunächst einmal zuhörten? Wenn wir nicht nachdächten, bevor wir mit einer Sentenz bei der Hand wären? Gerichtet und verdammt ist schnell. Gerechtheit beurteilen aber – das ist eine hehre Kunst.

Die Zeit war damals extrem polarisiert. Die Gegensätze zwischen Gut und Böse konnten nicht kontrastreicher sein. Im Abstand eines halben Jahrhunderts werden diese Grenzen scheinbar weicher. Man neigt dazu, die Dinge in der Retrospektive milder zu sehen. Und es ist sehr, sehr schwer, Landmarken aufzuspüren bei dieser Suche nach Wahrheit, die als zuverlässige und objektive Orientierungshilfen dienen können.

Ich bin zu arm, um an Dein Grab zu reisen, Vater Tucholsky. Es würde entsprechend Deiner eigenen Aussage auch nur wenig bringen: denn, wer einen Kirchhof besucht, besucht am Ende nur sich selbst!

Dennoch, in meinen Gedanken stehe ich jetzt in Mariefred und frage Dich: Was soll ich von der ganzen Sache halten? Doch tot bist Du und keine Antwort kannst Du mir mehr geben. Du kennst das Gefühl. Denn es ging Dir ähnlich, als S.J. nicht mehr war.

Und so sitzt man allein und denkt und grübelt. Wollen wir uns darauf einigen, Du Doktor der Jurisprudenz: In dubio pro reo? Vielleicht wäre das eine Antwort, die des besseren Preußens würdig ist. Eines Preußens, das Dir gefallen hätte.

Joachim Fernau

– ein ungewöhnlicher Geschichtslehrer

K. K. Bajun

Viel hat er geschrieben, der Herr Fernau, und vieles wurde sicherlich sehr kontrovers diskutiert. Doch zwei Fakten bleiben bestehen: Die Bücher Herrn Fernaus waren Bestseller allzumal und Herr Fernau brachte die von vielen als dröge empfundene Geschichte unters Volk – und das mit einem gummigepolstertem Vorschlaghammer.

Ich glaube, es ist dieser Punkt, der für viel Reibung sorgte: Liebgewonnene Geschichtsbilder, wie sie von schmeichelnden Chronisten, gerissenen Demagogen oder dem ausschmückenden Volksmund erdichtet wurden, brachen unter den ernüchternden Schlägen des Journalisten Fernau gleich im Dutzend in sich zusammen. Helden- und Heroentum kamen unter ihren Theatermasken als erbärmliche und spacke Gesellen hervorgekrochen – nicht allenthalben gravitatische Momente, sondern Alltagsbegebenheiten und Zufälle puzzelten den Weg zusammen, den die Historie nahm. Wie war es denn bisher? Klein sollten wir uns fühlen, des barocken Bildes eines Feldherren ansichtig, wie er da mit vor Stolz und Erhabenheit schier zu platzen drohendem Brustkorb zwei Drittel des umrahmten Gemäldes beansprucht, herrisch den Feldherrenstab vorgereckt und auf den armseligen Gegner weisend, der schon im Zuge einer solchen edlen Geste verloren hat. Unten, im Tale wimmeln Heerhaufen von Ameisen, Freund wie Feind, gehorchend dem Winke des Überragenden. Die anderen wehren sich noch anstandshalber ein wenig. Doch die Stunde ihrer Schmach hat bereits geschlagen...

Die Texte in den offiziellen Geschichtsbüchern ergänzten das Gemälde vortrefflich. Hier sollte ein Mythos geschaffen werden, der die Einzigartigkeit der Nachgeborenen betont: Auf solchen Schultern steht ihr Kerls, nun zeigt, daß ihr so freudig als eure Heldenväter in den heiligen Krieg ums Vaterland zieht, als würdige Söhne und Töchter. Des Vaterlandes – ha, ha! Das Vaterland waren seit jeher die wenigen Mächtigen dieses Landes. Um deren Interessen ging es und um nichts anderes. Und deswegen saust sie an dieser Stelle nieder, die Fernau'sche Dampftramme – das Heldenepos zersplittert in Atome. Dem Feldherren rutscht die Schminke aus dem Gesicht – man sieht die Angstschweißperlen glitzern, was ist das da für ein großer, gelber Fleck im Schritt?

Der Gegner hatte sich verlaufen, hatte nur ein Hundertstel der von den feindlichen Chronisten angegebenen Mannschaftsstärke und überhaupt keine Lust, an diesem Tage zu kämpfen – das also war der große Sieg des Gewaltigen wirklich – Herr Fernau zeigt es auf. Und alles, wirklich alles ist Politik. Politik, wie sie sich genauso auch in den Familien Meier, Schulze und Lehman, Smith, Manot, Fagonelli, Holmhansen und Leszynski abspielt. Dieselben Mechanismen, Triebfedern, Querelen, Ansprüche und Zurückweisungen, Kampf, Versöhnung, Koalition und Verrat – manchmal sind eben nur fünf Leute beteiligt und manchmal fünfzigtausend, fünfzigtausend, fünf Millionen.

Zugegeben – über weite Strecken ist das Bild, das Herr Fernau entwirft, sehr oberflächlich gehalten – aber natürlich setzt er die Kenntnis von gewissen Eckdaten und Ereignissen unter einem mittelmäßig gebildeten Leser voraus und beschränkt sich auf Korrekturen in seinem Sinne. Gleichwohl – diese Strategie könnte sich heute als Rohrkrepiere erweisen – denn die Kenntnisse schwinden bei der nachwachsenden Jugend dahin, wie der Schnee unter der Frühlingssonne. Es ist Herrn Fernaus ehrenwertes Prinzip, Geschichte auch mal aus der Froschperspektive zu erzählen, die Geschichte der Masse

mitzuerzählen und damit einen Mittelweg aufzuzeigen zwischen bürgerlich-schwülstiger Historik und kommunistisch-dogmatischer Träumerei. Während die von Herrn Fernau demontierte bourgeoise Geschichtsauffassung von der Auffassung dominiert wird, daß große Persönlichkeiten den Lauf der Dinge bestimmen, versuchten die proletarischen Gelehrten dem Volke einzureden, daß ausschließlich Volksmassen Geschichte machten. Beides ist Humbug, denn beides interagiert untrennbar miteinander und kann nicht sinnvoll separiert werden. Und so sieht dann ein schon etwas schlüssigeres Bild aus:

An die Spitze einer jeden epochalen Bewegung setzten sich seit jeher einige prominente Köpfe, getragen wurden sie von einer entsprechenden Schar von Anhängern und Sympathisanten, die sich einen konkreten Vorteil für ihr eigenes Dasein versprochen. Auf genau eine solch nüchtern-sachliche Geschichtsbetrachtung verweist Herr Fernaus Erzählkunst. Und das mit Humor, mit Faktenwissen, mit einer fesselnden Sprache. Lustig, einprägsam, zum Nachdenken anregend: Die Herzöge der deutschen Stämme trugen Herzog Heinrich die deutsche Königskrone an und beugten dann das Knie vor der geheiligten und mächtigen Majestät, bereit auf dessen Wink davonzustürzen und alle Befehle der neu gekürten Majestät auszuführen – und gälte es das eigene Leben!

Das Reich war ihnen heilig, die Idee, der Glaube...Schulweisheit... Quatsch! Blödsinn! Es waren gerade mal zwei Stämme, die Herzog Heinrich wählten und selbst bei denen mußte er sich seine Autorität noch erwerben, erstreiten, erkämpfen. Eine Krone auf dem Kopf ist ein Stück Blech, was einen Haufen Ärger, graue Haare und einen ständigen Kampf mit immer wieder nachwachsenden Opponenten und Widersachern mit sich bringt. Der dich verrät sitzt neben dir, sagt ein altes afrikanisches Sprichwort. Das Zeremoniell hat's umsonst!

Herr Fernau stutzt also Geschichte auf ein Normalmaß zurecht. Die Frage erhebt sich natürlich, wie Klio, die Muse der Geschichtsschreibung, je auf korrekturbedürftige Abwege geraten konnte. Nun, das liegt zumeist an zwei Gruppen von Menschen: Da wären die einen, die Geschichte erzählen, um einen bestimmten Effekt zu erreichen, siehe oben. Diese sind natürlich an Bildern interessiert, die das Auditorium fesseln. Alltag genügt einem solchen Anspruch nicht. Den haben die Leute zuhause. Also müssen außergewöhnliche Taten, Umstände, Sensationen als Eckpfeiler her. Damit läßt sich schon eher etwas anfangen. Am besten Ströme von Blut. Das hat den Nackten Affen seit jeher gefesselt, vorrausgesetzt – es war nicht sein eigenes. Und nicht zu vergessen: Die Historie war seit Anbeginn eine Kampfwissenschaft, die für die Gegenwart gefiltert und gesiebt, für die Zukunft gedeutet wurde und die den jeweils Herrschenden sowie den jeweils Beherrschten für deren spezielle Zwecke zu dienen hatte.

Und die anderen? Das waren die Zuhörer. Die, die sich von solchen Mythen und Märchen eine Aufwertung der eigenen rudimentären Persönlichkeit versprochen: Ich bin Sozialhilfeempfänger, aber meine Vorfahren waren die Herren Europas! Also bin ich ja doch wer! Und wenn ich von der Großtante ein paar Groschen erbe, dann kann ich mit vollem Recht beim Nachbarvolk die Beine auf den Tisch legen und mich von deren Weibern bedienen lassen. Und die Geschichte spricht dazu ein kräftiges AMEN!

QVI BONO?, fragten dazu die alten Römer. Die Antwort gaben wir schon. Es ist die Gruppe Eins. Die, die gerne das Nachbarvolk zu billigen Konditionen auch noch zur Mehrung des eigenen Reichtums verwandt hätten und, um es dazu zu zwingen, gerne den Pöbel des eigenen Landes in die militärische Pflicht nehmen. Um aus diesem explosiven Ballon die

giftigen Gase abzulassen, sind die Fernau'schen Werke genau das Rechte! Nix da mit „großer alter Zeit“. Die gab es wenn, dann immer nur für ein paar Hanseln – und für die war sie in den seltensten Fällen rosig im Sinne unserer Vorstellungen. Es gibt wenig, über das wir mit Herrn Fernau geteilter Meinung sind. Das Bild, das er von unserem preußischen Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. entwirft, das fordert unseren wütenden Widerspruch. Aber das ist auch schon alles. Hie und dort hätten wir uns ein wenig mehr Tiefgang gewünscht. Doch Herr Fernau schrieb nicht ausschließlich für uns – er schrieb für die breite Masse.

Und deren Geduld, was Lektüre betrifft, ist oft sehr beschränkt. Genau wie der Verstand, der das Ganze verarbeiten soll. Nur Konsalik, Pilcher, Simmel und Consorten vermögen ihre Leser über Tausende Seiten zu bannen – weil sie keinerlei Forderungen an den Geist erheben. Und so beugen wir uns denn dem Unvermeidlichen und empfehlen unserer geschätzten Leserschaft mit großem Vergnügen die Werke Joachim Fernaus:

Deutschland, Deutschland über alles Rosen für Apoll, Disteln für Hagen, Halleluja – Die Geschichte der U.S.A., Cäsar läßt grüßen, Und sie schämten sich nicht. Die Genies der Deutschen, usw.

Julian Apostata

der letzte Hellene auf dem Cäsarenthron

von Herrn Dimitrij Sergejewitsch Mereschkowski

K. K. Bajun

11 Dezember 361 nach Christus. Noch einmal bäumt sich das lebensbejahende Licht der antiken Weisheit gegen das gerade aufgekommene, totalitäre und lebensfeindliche Christentum auf: in Gestalt des 29-jährigen Kaisers Flavius Claudius Julianus. Dieser junge Mann, der soeben mit seinen Legionen aus den nördlichen Provinzen des römischen Reiches heimkehrt, um siegreich in Konstantinopel einzuziehen, hat trotz seiner Jugend schon eine bewegte Vergangenheit hinter sich. Ein Enkel Konstantins des Großen, der dem Christentum zum Durchbruch verholfen hatte, wird er über Jahre seiner Jugend stets und ständig in Furcht gehalten von seinem regierenden Vetter Constantius, der seinen Onkel und dessen Nachkommen bis auf Julian und dessen Bruder Gallus tötete. Angeblich wollte das römische Militär nur direkte Nachkommen des Konstantin auf dem Throne der Cäsaren dulden.

Um seine Erziehung bekümmerten sich vor allem christliche Lehrer, die ihn zu einem Mönch an der Spitze des römischen Weltreiches schmieden wollten. Ein dumpfer, stumpfer und fanatischer Fundamentalist sollte er werden, der den Willen der sich etablierenden christlichen Machthaber umsetzt, ohne diese neue Religion und ihr Verhältnis zur Lebenswirklichkeit auch nur im Mindesten in Frage zu stellen.

Das eben war der Knackpunkt. Soziale und hegemoniale Strukturen, die schon das Leben von Affenrudeln determinieren, bestimmen unabänderlich auch das soziale Wesen von menschlichen Gemeinschaften, egal, unter welcher Bezeichnung letztere firmieren und welchen Anspruch sie vortragen. Das eigentlich Revolutionäre am Christentum war ja die völlig geniale Behauptung, als erste gesellschaftliche Kraft der Welt nunmehr für die Armen, die Entrechteten, die ewigen Verlierer im Kampf um Macht und

Einfluß da sein zu wollen. Dieses Konzept in eine menschliche Gemeinschaft einzupassen aber bedeutet die Quadratur des Kreises. Doch genau für diesen unmöglich scheinenden Spagat bot das Christentum eine einzigartige Lösung an, die an Genialität der Einsteinschen Relativitätstheorie in nichts nachsteht: Sie vertröstete den Bodensatz der Gesellschaft auf ein imaginäres Jenseits, in welchem ewiges Glück zu versprechen die einfachste Übung war. Dieses aber könne man sich nur durch Leiden im sehr realen Diesseits verdienen; je mehr man litt, desto besser wurden die Aussichten für das ewige Leben nach dem Tode. Wie freudig dagegen nahmen die vom Schicksal Begünstigten die irdischen Freuden in Kauf. Selbst mit der Aussicht auf die ewige Verdammnis bedroht, waren sie nicht bereit, ihr Wohlleben zugunsten der Armen aufzugeben. Ein fetter, goldstarrer Bischof – welch ein Hohn auf die Lehre des Jesus von Nazareth!

Das Volk aber, der Pöbel, nahm diese gewagte Theorie begeistert auf. Warum auch nicht? Schließlich wurde ihm an diesem Punkt in der Geschichte erstmals überhaupt Erwähnung zuteil! Da spielte es keine Rolle, wie verlogen das Konzept war. Wer am Ersaufen ist, greift naturgemäß nach jedem Strohalm, und sei es der größte Humbug!

Potentaten und Machthaber der alten Ordnung, der Antike, exerzierten in großem Stile vor, was die Geschichte der Menschheit wie ein roter Faden durchzieht und von den DDR-Bürgern 1989 hautnah beobachtet werden konnte: Die Gesinnung wurde den neuen Erfordernissen angepaßt, um das alte Leben ungestört fortsetzen zu können.

Dieses „alte Leben“ aber war nichts anderes als das ewige Monopoly der Menschen, das in den antiken und vorchristlichen Gesellschaftsordnungen mit großer Ehrlichkeit – und parallel dazu: mit großer Grausamkeit – betrieben wurde. Natürlich führen die Spielregeln dieses Monopolys bei den Unterlegenen in aller Regel zu unermesslichem Leid, zu Verstümmelung, Verarmung und sogar dem Verlust des einzigen, kostbaren Lebens bei Niederlage oder dem Versuch der Auflehnung gegen die empfundene Ungerechtigkeit.

Wir, die wir die Renaissance des Raubtierkapitalismus erleben, werden alsbald wieder wissen, worum es der christlichen – und später auch der kommunistischen – Idee zu tun war. Nota bene: es ist von der Idee die Rede, nicht vom Experiment ihrer praktischen Umsetzung. Dennoch – mit Ideen allein baut man keinen Staat auf! Pragmatismus ist gefragt. Und dessen Ziel muß es sein, die Volksmassen einerseits im Zaume zu halten und andererseits für die eigenen Zwecke zu gewinnen. Denn Volksmassen hinter sich zu haben, bedeutet Macht!

Das ganze Gerede um utopische Phantastereien wie „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ ist völliger Nonsens. Um das zu wissen bedurfte Kaiser Konstantin nicht der Erfahrung einer französischen Revolution. Sein eigener kluger Kopf reichte durchaus. Gib dem Volk eine Schmalzstulle, verbunden mit obskuren Verheißungen auf ganze Berge von Milch und Honig – und es frißt dir aus der Hand, in der Hoffnung, von den versprochenen Bergen nur einen Bruchteil wirklich zu ergattern.

Das alles erkannte Konstantin und setzte es in reale Politik um. Nicht aber sein etwas romantischer veranlagter Enkel, der noch von einem lebensfrohen Hellas mit all seinen Göttern und Hainen träumte, der das schwarze, leibabtötende Muckertum der neuen galiläischen Religion verfluchte. Julian, ein heller und kritischer Verstand verachtete eine Geisteshaltung, die dem Glauben den Vorrang vor dem Wissen einräumte, ja, die das Wissen gar in Grund und Boden verdammt um des Glaubens willen. Er verachtete die Träger dieser neuen Religion, die den Weisungen ihres Meisters durch ihre

Attitüden hohnsprachen. Denn viele dieser frühen Christen waren, so wie ihre Nachfolger in den späteren Jahrhunderten bereit, ihrem christlichen Nachbarn ohne zu zögern den Schädel einzuschlagen, wenn dessen Glaubenshaltung und Bekenntnis auch nur um das sprichwörtliche Jota abwich. Sie haßten diesen Glaubensbruder mehr als die Heiden. Lieben sollten sie nach Jesus' Anweisung alle beide. Das Gegenteil war der Fall. Julian erkannte die bodenlose und verlogene Heuchelei der sich im absoluten Recht wählenden Fanatiker und bekämpfte das böse Pack, wo er nur konnte. Und sie bekämpften ihn.

Dadurch stand er von vornherein auf verlorenem Posten: Das Volk liest Bildzeitung und nicht Frankfurter Allgemeine, wenn der Vergleich gestattet ist. Und Julian, der Hochgebildete, der Rhetoriker – er sprach am Volk vorbei. Die Christen editierten eine Propaganda von „Bild“-Format. Das machte sie extrem erfolgreich. Die Märchen, der wirre und krude Blödsinn, die Legenden, die sie im Interesse der Verbreitung ihrer Religion unter die Völker brachten, dieser ganze Stuß fiel bei den abergläubischen Menschen auf fruchtbarsten Boden.

Und dann besaßen sie noch eine Wunderwaffe: Das Märtyrertum. Viele ihrer Heiligen, denen oftmals die Kirchen unserer abendländischen Städte und Gemeinden geweiht wurden, waren zu Lebzeiten häufig Verbrecher, die das Pech hatten, von einem Heiden umgebracht zu werden, oder Verbrecher, die viele Heiden und/ oder Ketzer umbrachten, oder aber fanatisierte Menschen, deren Seelenzustand wir heute unter psychopathologischen Aspekten begutachten würden. Diese Canaille verdrängte nun die zahllosen lebenslustigen Götter der Antike, mit ihren zugegebenermaßen oft haarigen Kulturen.

(Es sei dies als unbestreitbares Verdienst des Christentums angemerkt, daß sie das menschliche Leben sakrosankt erklärten und die menschenverachtenden Zirkusspiele, Opfer und Gebräuche der Vorzeit abschafften, wenngleich das Blutvergießen unter der christlichen Herrschaft niemals auch nur in Ansätzen aufhörte. Dennoch, das Prinzip der Menschenwürde als staatstragendes Moment ist den Christen anzurechnen.)

Der große russische Dichter und Religionstheoretiker Dmitrij Sergejewitsch Mereschkowski nahm sich dieses Themas in seiner Romantrilogie „Christ und Antichrist“ an, dessen erstes Opus das hier besprochene und 1895 geschriebene Buch „Julian Apostata – der letzte Hellene auf dem Cäsarethron“ ist.

Wir begegnen Seite um Seite einem fundierten historischen Fachwissen, einer exzellenten Recherche und einem fesselnden Erzählstil. Vor allem aber besticht die Eigenschaft Herrn Mereschkowskis, fernab von jeder schulzigen Süßlichkeit den erbarmungslosen Kampf zu schildern, den Menschen seit jeher mit allen Mitteln um die Macht führen. Herr Mereschkowski seziiert Charaktere – unbarmherzig und anatomisch präzise.

Es kommt nur noch darauf an, ob der Leser willens und bereit ist, den Erkenntnisgewinn auf sein eigenes Ego zu adaptieren. Denn unbestritten ist: die vom Autor skizzierten Verhaltensmuster sind der menschlichen Rasse, wie oben beschrieben – immanent. Wer immer sich der Einsicht verschließt, daß auch das eigene positive Selbstbild nur allzuoft von der Realität abweicht, daß auch wir, die wir uns so häufig im Rechte glauben mit unseren Ansichten und Erfahrungen, fehlbare Menschen sind, die gerade durch ihre Fehlbarkeit nachgerade verpflichtet sind, dem Nächsten zuzuhören und die Einwürfe des Anderen zumindest zu erwägen, der wird sich den Vorwurf gefallen lassen müssen, seinen Teil dazu beizutragen, daß die Kontinuität der Gewalt gewahrt bleibt bis ans Ende der Tage der Menschheit.

Doch man lasse sich trösten: Ein Jesus von Nazareth, ein Buddha, ein Lao-tse, ein Franziskus von Assisi, ein Diogenes oder ein Plato halten den Lauf der Dinge nicht auf. Wo immer das Leben um seinen Erhalt kämpfte, da bemächtigte es sich der Ressourcen anderen Lebens. Nichts anderes ist die Gewalt. Sie ist das obligate, treibende Element innerhalb des Gesamtkunstwerkes Leben. Oder, wie der geflügelte Satz lautet: Der Krieg ist der Vater aller Dinge!

Das soll uns nicht zu Apologeten von Krieg und Gewalt stempeln. Es ist nur der nüchterne Realismus, der uns vor versponnenen Erlösungstheorien bewahren soll, die den Menschen seit ihrem Bestehen nichts als vermehrtes Leid brachten. Wir halten es daher für besser, den Tatsachen so nüchtern ins Auge zu sehen, wie es Konstantin der Große tat. Dennoch, unser Herz schlägt für dessen Enkel, den unglückseligen Feingeist Julian, den von seinen christlichen Hassern „Apostata“ – „der Abtrünnige“ genannt wurde. So, wie er von Herrn Mereschkowski gezeichnet wurde.

Unser Herz schlägt für einen gebildeten, der Rede mächtigen, den Wissenschaften zugeneigten und der wahren Milde dienenden, philosophischen römischen Kaiser, der den Idealen des gekreuzigten Galiläers weit näher kam, als die meisten der sich Christen nennenden Würdenträger und Hofschranzen. Sein Andenken zu bewahren dünkt uns lohnenswerter, als das von Massenmördern, wie beispielsweise des „Heiligen“ Bernhard von Clairvaux.

Einen vortrefflichen Beitrag dazu leistete der leider zu Unrecht in Vergessenheit geratene Dmitrij Sergejewitsch Mereschkowski. Wir schulden ihm Dank. Wem es nicht mehr möglich sein sollte, das Buch Herrn Mereschkowskis antiquarisch zu erhalten, der lese Orwells „Farm der Tiere“! Der Sinngehalt beider Werke läuft so ziemlich aufs gleiche hinaus. Nur die Stilmittel und der erzählerische Hintergrund differieren.

Zu bedauern ist nur, daß die Menschheit trotz so vieler qualvoller Erfahrungen und trotz so vieler exquisiter Vordenker und Bücher partout nicht in der Lage ist, ihren verderblichen Kurs zu ändern. Schade drum.

König Artus

eine Kinoverfilmung aus dem Jahre 2004

K. K. Bajun

Es ist wie mit der Titanic: Sie lassen den Dampfer einfach nicht absaufen. Und wenn, dann nur, um ihn stantepede an endlos langen Zelluloidfäden vom Grunde des Ozeans wieder empor zu zerren – und nach ein paar rührseligen Szenen geht die Reise wieder abwärts.

So ähnlich ergeht es auch dem britannischen Heros König Arthur, dessen Andenken seit der Erfindung des Filmes wieder und wieder und wieder bemüht wurde. Wenn ich nur an die Schmachtschinken der Fünfziger und Sechziger Jahre denke, mit denen Hollywood die Welt gemartert hat, dann wird mir speiübel: dieses süßlich-verlogene Mittelalter, das es so nie gab, die aufHochglanz polierten Diven, die einem Blinden auffallenden Schurken, die Burgen aus riesigen Quadern von Pappmachee, die unvermeidlichen Duelle mit positivem Ausgang, der züchtige Abschlußkuß – es war ja soooooo ermüdend. Sollte das ewig so weitergehen? Nein, sollte es nicht! Das Jahr 2004 brachte die Wende: King Arthur in einer sehr bemerkenswerten Neuverfilmung. Nun gut, auch hier kam man um Klischees nicht gänzlich

herum. Gut und Böse mußten wiederum postuliert und polarisiert werden (wenn auch etwas dezenter als bei den alten Schinken), und wieder mußte ein Elitekommando mit einer Mission betraut werden, die uns sehr an die „Sieben Samurai“ oder das „Dreckige Dutzend“ gemahnte.

Doch der Rest war stimmig. Artus wurde in die historisch wahrscheinliche Epoche des sterbenden Imperium Romanum eingeordnet. Der mutmaßliche Sohn einer Britannin und eines römischen Offiziers wuchs zu einem Soldaten mit charismatischem Auftreten heran. Ob er denn wirklich zu den ersten Christen zählte, sei dahingestellt – aber das sind unwichtige Details! Fakt ist, der Film schuf mit seiner Kulisse ein authentisches Bild des in seinen letzten Zügen liegenden Rom. Die Legionen wurden aus der Provinz Britannien abgezogen.

Die Pikten aus dem Norden strömten über den Antonius- und den Hadrianswall, die kriegerischen Sachsen bedrängten ständig die Küsten des Inselreiches, das diesen brutalen Räubern nicht viel entgegenzusetzen hatte. Aber noch war die Zeit der Sachsen nicht gekommen. Denn zwischen ihnen und dem Land, das sie zu erobern trachteten, stand Artus. Dieser in der damals weltbesten Armee ausgebildete Offizier verstand es, das Vakuum, das durch den Abzug der römischen Legionen entstand, mit seiner Tatkraft auszufüllen. Er scharte die keltischen Ureinwohner, die Briten bis hin zu den scotischen Pikten um sich und leistete den sächsischen Expeditionscorps erbitterten Widerstand. Selbst eine Art Reichseinigung sprang dabei heraus. So wurde dieser dux belli, dieser Kriegsherr oder Warlord zum ersten, wenngleich noch immer hypothetischen König Britanniens.

Nachdem die Archäologen, Historiker und nicht zuletzt die Filmemacher die mythischen Deckschichten der folgenden Jahrhunderte vorsichtig abgelöst hatten, gelang es ihnen, ein cineastisches Werk vorzustellen, das an Authentizität und Anschaulichkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Kamen noch die „Nebel von Avalon“ auf halbwegs märchenhaften und etwas feministisch eingefärbten Schuhen einher, so begegnen wir hier einer machtvollen Erzählung, deren gehaltvolle und nichts aussparende Szenerie uns wahrhaft siebzehn Jahrhunderte zurückversetzt.

Der allgegenwärtige Dreck, die bettelnde Armut und die rüdigten Lebensumstände der einfachen Menschen, die dazu kontrastierenden römischen Außenposten der Kultur mit ihren Villen und Castellen – das alles war beeindruckend. Der legendäre Zauberer Merlin wird uns als weitsichtiger piktescher Clanchief oder aber Clanberater vorgestellt, der wenig mit dem Magier der späteren Jahrhunderte zu tun hat. Die Magie dieses Merlin besteht in seinem politischen Geschick und seiner Weitsicht.

Die Kirche der Anfangsjahre ihres globalpolitischen Wirkens wird uns vorgestellt – ohne Schmus und ohne Schmand! Klar und deutlich erkennen wir die gnadenlosen klerikalen Querelen um die Vorherrschaft inner- wie außerhalb der Kirche. Nach nur fünfundvierzig Jahrzehnten hat sich diese Institution schon weit, weit entfernt von jenem Felsen, auf dem Petrus nach seines Meisters Willen das irdische Haus Gottes errichten sollte. Lakonisch der süffisante Einfall, gerade einen jungen Papstthronprätendenten von der Eliteschar um Artus retten zu lassen: während der christliche Offizier Artus in einer für einen gestandenen Krieger etwas weltfremden Manier noch den frühchristlichen Idealen nachhängt, muß er sich von diesem jungen Mann belehren lassen, daß der früherer Erzieher des Artus, Pelagios, von innerkirchlicher Konkurrenz bereits wegen häretischer Ansichten im wahrsten Sinne des Wortes kalt gestellt wurde. Nüchtern belehrt der junge Papsteleve den Krieger an seiner Seite über das wahre Wesen dieser Welt und reißt ihm sozusagen die rosarote Brille von den Augen, ohne jedoch das fundamentale Gerechtigkeitsempfinden des Artus zu trüben.

Bemerkenswert auch, daß die Filmemacher den Bezug des realen Geschehens um Artus zu den Gefilden nördlich des Schwarzen Meeres einflechten. So lassen sie eine der Zentralgestalten der Artussage, Lancelot vom See, aus Sarmatien stammen, von wo aus er als junger Bursche noch zum Dienst in die Legionen Roms gepreßt wurde. Wie mutig von dem von mir besprochenen Film, wie aufrichtig, diesen Lancelot an der Seite Gawains (Gawans) bei der Schlacht mit den sächsischen Eindringlingen fallen zu lassen. Nix mit der weltberühmten Tafelrunde unter dem König Arthur!

Die spätere Königin Guinivere (keltisch Guanhamara, später Namensmutter aller Jennifers) läßt der Regisseur als keltische Amazone für Britannien fechten, nachdem sie von Artus aus dem Kerker jenes römischen Edlen und Scheinchristen befreit wurde, dessen Familie zu retten der Zweck des filmfüllenden Himmelfahrtskommandos war. Nun ja, die Verquickungen... und ein bißchen spannend und romantisch zugleich soll's ja auch sein – die Realität bleibt oft hart und farblos genug! Apropos Romantik: mit der obligaten Erotik geht der Film sehr sparsam um. Die einzige Liebeszene beschränkt sich auf eine rauhe Kriegerhand, die das Kleid der späteren Königin vor sich her nach oben schiebt und dabei den Blick auf einen wohlgeformten Schenkel freigibt.

Ich bin der Ansicht, damit hat man das rechte Maß durchaus getroffen. Wer mehr will, soll sich in die einschlägigen Porno-Schuppen bewegen. Für diese Klientel schreibe ich ohnehin nicht. So bleibt unter dem Strich ein sehr aufgeräumter, spannender und authentischer Film, den als kleines Kunstwerk zu adeln keineswegs anmaßend sein dürfte. Er ragt weit über die üblichen Vertreter dieses Genres hinaus, so weit zumindest, wie sein Held über den Rest Britanniens. Wir werden ihn, wenn er denn im Handel erhältlich sein wird, unserer privaten Cinethek hinzufügen. Mit einem kleinen Seitenblick auf Herrn Tolkien, der ja mit seinem „Herren der Ringe“ den Engländern ein komplettes Nationalmythos aus dem Nichts heraus erschaffen wollte, bin ich jedoch versucht zu sticheln, daß Britannien im echten Artus bereits über ein solches verfügte. Wenngleich Herr Tolkien eventuell den vom Staub und den Verdrehungen der Jahrhunderte unkenntlichen Hintergrund dieser Geschichte nicht mehr zu sehen vermochte und das auf ihn überkommene Zerrbild ablehnte – von dieser Interpretation wäre auch er begeistert gewesen – da bin ich mir sicher.

Kultur im Fläming

ein Konzert in der Dorfkirche von Jeserig bei Wiesenburg

K. K. Bajun

Jeserig im Fläming, den 31. Oktober 2004, baj. Ein diesig-dunkler Herbstabend, ein würdiger Oktoberausklang, umfängt ein kleines, romanisches Kirchlein auf den Höhenrücken des Fläming.

Dieser Abend verleiht dem Kirchlein zu Jeserig bei Wiesenburg sowohl von innen wie von außen einen fast magisch zu nennenden Reiz. Ist es die in ihrer berücksichtigenden Schlichtheit gehaltene Architektur, deren vollkommene Proportionen von den Müttern und Vätern vor vierzig Generationen aus den Feldsteinen aufgeführt wurden, die der Fläming in Massen für seine Neusiedler bereithielt? Jeden verbauten Stein für sich würde ein Mineraloge mit einem anderen Namen benennen, grau schimmert neben rot, ein gemasertes Kaventsmann gegen die rauhe Oberfläche seines Nachbarn, Granite, Quarze, Basalte – und doch fügt sich alles in eine bezaubernde Gleichmäßigkeit, ein Ebenmaß zwischen die dicken Fugen alten Mörtels.

Einen Turm besitzt das kleine Gotteshaus nicht. Ja, da war mal einer, vor reichlich hundert Jahren, aber der hatte keinen Bestand – im Gegensatz zu den massiven Mauern von Schiff,

Chor und Apsis, deren kleine, für die Romanik so typischen Fensteröffnungen die Wandstärke von teilweise mehr als einem Meter verraten. Und doch wirkt nichts plump – es ist alles von einer grandiosen Schönheit, ohne Schnörkel, Anmaßung, barocke Überladung oder kitschigen Firlefanz. Nicht die atemberaubende und himmelstürmende Filigranität gotischer Fialen, Lichtgaden und Triforien. Keine byzantinische Freskenpracht, kein schwülstig-ausladendes Barock. Nur ein paar wuchtige, schmucklose Mauern – alles, alles andere relativieren sie zu überflüssigem Zierrat. Ruhe und Stille, ernste Besinnlichkeit und die Lebenswege der besagten vierzig Generationen, deren Lebensmittelpunkt das schöne Gotteshaus gewesen ist, sprechen schweigend aus diesem Raum, der die Zeit von acht Jahrhunderten in sich zum Stillstand kommen ließ.

An diesem Oktoberabend aber beherbergt das Kirchlein noch zwei andere Stimmen: die einer jungen Dame mit engelsgleichem und dennoch kräftigem Sopran und die eines virtuosen Organisten und Kenners alter Musik. Zusammen mit der einzigartigen Atmosphäre jenes geweihten Raumes bilden sie einen Klang, der Herzen zu wärmen vermag, der uns Augenblicke reinsten Schönheit schenkt. Musik aus der Zeit des Barock wurde dargeboten, namhafte Komponisten wie der Meister Johann Sebastian Bach, Peter Philips, Girolamo Frescobaldi, Samuel Scheidt, waren vertreten, ebenso wie Nicholas Strogas, Natale Monferrato, Andre Campra und Werke aus Schemellis Gesangbuch. Teils erklangen menschliche Stimme und Orgel zusammen, teils wurde dem wundervollen Sopran Zeit gegeben, sich etwas zu erholen und reine Instrumentalstücke, von Meisterhand geschrieben – von Meisterhand dargeboten, entrückten die Hörer in die Welt beseelter Töne. Man mag sich die Frage vorlegen, wie sich diese Kunst vor größerem Auditorium, in größeren akustischen Räumen entfaltet hätte.

Wir sind der Meinung, gerade die kleine, eines Echos oder Nachhalls bare Intimität dieses versteckten Fläming'schen Dorfkirchleins, dieses auf uns überkommenen Kleinods aus der Pionierzeit Ostelbiens, trugen erheblich zu dem außergewöhnlich schönen Erleben bei. Keine Note ging verloren, keine Phrase, kein Akkord – alles fand den zielgewissen Weg in die Ohren und die Seelen derer, die kamen um zu hören. Wir danken den beiden Künstlern, Frau Anita Carla Wolf für ihren vollendeten Gesang und Herrn Johannes Pensler für die Kunst, einer kleinen Orgel so große Musik mit feinfühligem Händen und ebenso großer Liebe zu entlocken. Wir danken für eine Stunde voller Schönheit, als sich ein diesiger Herbstabend über die schweigenden Wälder des Fläming zu senken begann.

Machiavelli - Die Schule der Macht

von Herrn Valeriu Marcu

K. K. Bajun

Irgendwo in einer größeren Stadt in Deutschland: Die Stadtverordnetenversammlung tagt. Einziger Tagesordnungspunkt: die vom Abgeordneten Jürgen Bauer vorgeschlagene Abwahl des Bürgermeisters, der in dubiose Geschäfte mit einem Investor verwickelt gewesen sein soll, die am Ende der Stadt zwar nur Kosten bescherten, dennoch aber mutmaßlich die Privatschatulle des Bürgermeisters während der Verhandlungen ganz gut füllten. Bauer hätte sich gern selber an den Kunkelien beteiligt, war aber

dazumal außen vor geblieben. Nun sah er die Möglichkeit, zwei Sachen mit einem Abwasch zu erledigen. Erstens könnte er dem erfolgreicherem Bürgermeister die Quittung für die damalige Rechnung präsentieren und zweitens – welcher innerer Vorbeimarsch – käme er als aussichtsreichster Kandidat ernsthaft in Betracht, den vakant werdenden Sessel des Stadtoberhauptes neu besetzten. Ein idealeres Sprungbrett in den Landtag ließe sich kaum denken.

Im Prinzip müßte alles glatt gehen – gestern abend noch hatte er mit seinem ehemaligen Juniorpartner und jetzigem Fraktionsführer Herbert Schnürschuh lang und breit über den geplanten Umsturz geredet, dem Herbert die sich für ihn ergebenden Vorteile ausgemalt und ihn anschließend instruiert, die Fraktionskollegen auf ihn einzuschwören. Herbert hatte sich kooperativ erklärt, die Opposition würde aus ureigenstem Interesse schon geschlossen mitziehen – also was konnte noch passieren?

Jürgens große Stunde war gekommen. Die Anschuldigungen waren auf dem Tisch. Jetzt stand Herbert auf, der Kronzeuge der damaligen Geschehnisse, das Trumpf-As in Jürgens Ärmel, betrat das Rednerpult und donnerte mit der Stimme eines Erzengels: „Liebe Abgeordnete! Ich weiß nicht, was das ganze Theater hier eigentlich soll! Diese Vorwürfe entbehren meiner Kenntnis nach jeder Grundlage. Woher der Kollege Bauer seine Informationen hat, ist mir schleierhaft. Dennoch können wir getrost davon ausgehen, daß dieses unseriöse Geschwafel jeder Grundlage entbehrt. Die persönliche Integrität unseres verehrten Herrn Bürgermeisters ist nach wie vor über jeden Zweifel erhaben. Wer dafür ist, den Mißtrauensantrag des Kollegen Bauer zurückzuweisen, der hebe jetzt bitte die Hand!“

Die Fraktion hob sie einhellig und mit entrüsteten Blicken in Jürgens Richtung. Die Opposition zog kleinlaut nach. Sie war auf den zukünftigen Bürgermeister bei der Frage der Energieversorgung der Stadt in jedem Falle angewiesen und konnte es sich nicht leisten, ihren Animositäten zugunsten eines in sich zusammengesunkenen Verlierers Ausdruck zu verleihen. Jürgen saß totenbleich auf seinem Sessel. Er war erledigt. Aus dem Traum vom Landtagsmandat. Im Prinzip blieb ihm bloß noch, in die Reihen der einfachen Parteisolddaten zurückzutreten. Was das für seine Firma bedeuten mochte, das vermochte noch niemand abzuschätzen. „Verfluchter Machiavellist!“ stammelte Jürgen wütend in Herberts Richtung, der es krampfhaft vermied, auch nur einen Blick zu Jürgen zu werfen.

Was hat er da gesagt? „Machiavellist“? Was ist das? Jürgen ist ein nur mittelmäßig gebildeter Mann. Er könnte uns kaum erklären, wer oder was Machiavelli war. Bestenfalls würden wir von ihm hören, daß es sich wohl um irgend so einen „Spaghetti“ gehandelt hat, der predigte, daß um der Machterlangung oder -erhaltung willen alles, jede Niedertracht, jeder Verrat, jede Lüge erlaubt sei. Und die sich danach richten, das sind dann halt die Machiavellisten.

Also überlassen wir Jürgen seiner Entrüstung und Verzweiflung und fragen Herrn Autor Marcu, wer denn nun besagter Machiavelli gewesen sei. Der wird es sicherlich genauer beantworten können, hat er doch eine Biographie über diesen bemerkenswerten Mann geschrieben, die in einer Neuauflage vom Fischer Taschenbuch Verlag zu Frankfurt am Main im Oktober 1999 herausgegeben wurde.

Doch leider wurde der sehr kluge und hoch gebildete Herr Marcu, ein angesehener Schriftsteller und Journalist des Berlins der Zwanziger Jahre nur vierundvierzig Jahre alt. Gestorben im Jahre 1942, konnte er leider das Dritte Reich, das auch ihn ins Exil zwang, nur noch auf seinem Höhepunkt, nicht aber mehr bei seinem Niedergang erleben. Seiner Klugheit und

Weitsicht jedoch blieb es vorbehalten, aus dem Charakter der wahnsinnigen Diktatoren auf das weitere Geschick der Welt zu schließen – und er irrte sich nicht! Dazu aber, wenn man denn der seherischen Gabe ermangelt, ist profunde Sachkenntnis vonnöten, präzise Recherche und fundiertes Denken. Das war nun die Domäne Herrn Marcus.

Was wir in diesem vorzüglichen Büchlein über den Verfasser des „Il Principe“ erfahren, läßt in uns den Eindruck aufkommen, wir stünden über ein halbes Jahrtausend hinweg neben diesem großen Staatstheoretiker der italienischen Renaissance, begleiteten ihn durch die engen Gassen seiner Heimatstadt Florenz, in die Vorzimmer der Macht, in die Hölle der vielen Kriege um die Macht, in seine Kanzlei, in seine Gastwirtschaft, in sein Zuhause.

Überaus gebildete Menschen müssen nicht zwanghaft so schreiben, daß sie am Ende keiner mehr versteht. Herr Marcu macht uns das vor. Dennoch, ein gerüttelt Maß an solider Allgemeinbildung sollte man schon mitbringen, um sich dem Thema hingeben zu können. Denn der Autor war nicht willens, ein Kinderbuch vorzulegen.

Wenn man aber dieser Voraussetzung entspricht, dann ist die Lektüre ein pures Vergnügen. Nun wird sich mancher Leser des Landboten fragen, warum dieses Blatt sich so fasziniert mit der Person Niccolò Machiavellis abgibt. Symbolisiert doch des Landboten Wappen – die umgestürzte Krone – unser sehr gespanntes und von tiefem Mißtrauen geprägtes Verhältnis zur Macht, deren Hohelied Machiavelli in seinem „Principe“ ja bekanntlich singt.

Wir sind nicht weltfremd – und das war Machiavelli auch nicht. Wir wissen, daß wir die Welt nicht zum Besseren werden ändern können – und er wußte es auch. Daher entschied er sich für einen gesunden Pragmatismus. Was er schrieb, war die Essenz der Wahrheit. Die aber tut den meisten Zeitgenossen erbärmlich weh, denn nur unter dem Schild und Schirm der Lüge und des Verrates vermag man im allgemeinen Tagesgeschehen günstige Geschäfte zu machen. Hebt aber einer den Teppich auf, unter dem sich das Gelichter tummelt, dann sind die Reaktionen der Demaskierten meist wütender Natur. Sie wollen sich nicht in die Karten schauen lassen und statt dessen für alle Welt den schönen Schein wahren.

Genau in diese Suppe hat ihnen Machiavelli so unnachahmlich hineingespuckt – und dafür behauptet sein „Principe“ auch einen Ehrenplatz in der Bibliothek des Landboten. Wir hätten etwas darum gegeben, hätten wir diese Persönlichkeit bewegen können, für unser Blatt zu korrespondieren!

Also folgen wir diesem Kenner der Dynamiken der Macht! Das Italien des 15. Jahrhunderts ist nicht zu vergleichen mit dem heutigen Nationalstaat gleichen Namens. Es ist ein wüster Flickenteppich aus Herzogtümern, mehr oder minder souveränen Stadtstaaten, Gebieten, die von ausländischen Interventionstruppen besetzt oder heimgesucht oder alles beides werden... Und inmitten dieses Haifischbeckens sitzt die Oberkrake – der Heilige Vater zu Rom.

Rom, Rom... wie stolz doch dieser Name noch immer klingt! Aber es ist nur noch der Ort, die Stelle, der Platz, den das antike Rom einnahm. Die römischen Tugenden, die dieses einst unbedeutende Dorf am Tiber zu einer Weltmacht schmiedeten, sind dahin. Übrig blieb das fanatische Monopoly um die Macht, das einige großköpferige Familien untereinander ausfochten und das einem Moloch gleich Blut in Strömen soff. Blut nicht nur der breiten Teile der Bevölkerung, Blut auch der Würdenträger, der Erzbischöfe,

Herzöge und Condottieri. Wo selbst Päpste damit rechnen mußten, gefangengesetzt und gemeuchelt zu werden, konnte sich nur behaupten, wer dieses Spiel am gewieftesten, am brutalsten und am verlogenensten zu spielen in der Lage war. Alexander VI., das Tier mit den sieben Häuptern auf dem Stuhle Petri, war ein würdiger Vertreter dieser Epoche. Sein Sohn Cesare Borgia aber war das Ultimatum an böser und verschlagener, an krimineller und politischer Energie. Er konnte dir die Hand reichen, dir kostbare Geschenke machen, dich lachend seiner innigsten Liebe und Freundschaft versichern und dich selbigen Abends beim Gastmahl ermorden lassen. Kein Versprechen galt ihm auch nur das Mindeste.

Mit solchen Männern hatte Machiavelli zu tun. Zu klein, ihnen gefährlich zu werden, zu klug, um von ihnen ignoriert zu werden, bedient sich die Signori seiner oft und mit Vorliebe als Unterhändler und Kommissär. Sein wacher politischer Instinkt, seine umfangreiche Vorbildung und sein messerscharfer Verstand, gepaart mit seiner untrüglichen Beobachtungsgabe, der nichts entging, lernte Machiavelli beizeiten sich auf dem mordsgefährlichen Schwingmoor der Macht mit schlafwandlerischer Sicherheit zu bewegen.

Blöd war nur, daß unter den geschilderten Umständen die Machtverhältnisse auch seiner Heimatstadt Florenz wechselten wie das Aprilwetter. Nun stellte sich heraus, daß Machiavellis Position doch nicht so ideal war, wie ursprünglich beabsichtigt. Sein Ruf und Einfluß waren schon zu exponiert, als daß er noch unbesehen als inventarisierendes, subalternes, mausgraues und somit beinahe unsichtbares Faktotum hätte hindurchschlüpfen können, wie es vielen seiner Beamtenkollegen vergönnt war, die ihre Ämter und Funktionen unbeschadet aller politischen Wendungen stoisch beibehielten. Die unauffälligen Verwalter des obligatorischen Verwaltungsapparates der Macht, die kleinen, grauen, essentiellen Spezialisten auf dem Gebiet des Organisierens werden von jedem Herrscher gebraucht und daher mit Vorliebe übernommen. Nur die, die allzu eifrig Farbe bekannnten, deren Engagement weit über das Gewöhnliche hinauschoß, derer suchte man sich zu entledigen. Das waren die unsicheren Kantonisten. Wir ehemaligen DDR-Bürger kennen das zur Genüge. Die sogenannte „Wende“ führte und dieses tragikomische Drama bis zum Erbrechen vor.

Andererseits war es Machiavelli auch noch nicht gelungen, in solch lichte diplomatische Höhen vorzustößen, die ihn unangreifbar, ja nachgerade zum allseits geschätzten „ehrlichen Makler“ befördert hätten. Der Absturz war bilderbuchmäßig. Er, der über anderthalb Jahrzehnte sein Herzblut für die Affären seiner Vaterstadt gegeben hatte, bekam nun die Wucht der politischen Umwälzung in nicht erahnter Schärfe zu spüren. Er hatte das zweifelhafte Privileg, zu den namhaften Prügelknaben gerechnet zu werden. Verbannung, Berufsverbot, politisches Abseits – es war ein Jammer.

In dieser Situation verfaßte der geschundene Mann eine der bis heute bedeutendsten italienischen Komödien – „Mandragola“ – „die Alraunwurzel“. Das verschaffte ihm einigen Ruhm, rief ihn zurück ins Gedächtnis der Leute, machte seinen Namen wieder bekannter – aber das war dann auch schon alles.

Niemand kam und sagte: „Herr Machiavelli, wir hätten Sie gerne als politischen Berater oder als Legationssekretär engagiert.“ Das Brot blieb aus. Der Wetterhahn der Macht hatte sich am Arno mittlerweile wieder einmal komplett um sich selbst gedreht. Nach Jahren des Exils, nach dem Gottesstaat des Fratres Girolamo Savonarolas und dem Interregnum Soderinis waren die Medici wieder zurückgekehrt. Doch ihr Oberhaupt war nicht mehr der geniale Cosimo, nicht mehr der prächtige Lorenzo, es waren

deren Enkel Giuliano und Lorenzo der Jüngere, mit dessen Regentschaft das Unheil der Familie und damit der mit ihr verhandelten Stadt begann. Und Machiavelli saß nach wie vor wie ein Fisch auf dem Trockenen. Unter diesem Gesichtspunkt und weil der Mensch ja leben muß, schrieb er gleichsam als Empfehlung seiner selbst das Lorenzo dedizierte Büchlein „Il Principe“. Der kleine Leitfaden zum effektiven Gebrauch der Macht sollte den Verfasser als ausgewiesenen Kenner der Materie vorstellen, als unentbehrlichen Steigbügelhalter, als Garant für die fürstliche Prosperität.

Lorenzo bedankte sich mit zwei Flaschen Wein...! Wie gesagt – er war halt nicht sein Großvater Cosimo. Machiavelli, der in einer wieder einmal nachmediceischen Ära versuchte, sich um seine Wiedereinstellung beim Rat der Stadt zu bemühen, scheiterte fatal. Seine Feinde waren mittlerweile Legion. Er war zwischen allen Stühlen durchgebrochen. Das fatale Ergebnis der Abstimmung über sein Gesuch bekam er jedoch kaum noch mit. Zu krank war er schon. Er überlebte die Absage nur um ganz kurze Zeit. Als bettelarmer Mann schloß er für immer die Augen.

Sein Buch aber überlebte und wurde bei praktisch denkenden Männern zu einem unvergleichlichen literarischen Schatz. Friedrich der Große hatte es als jugendlicher Heißsporn in seinem berühmten „Antimachiavell“ gnadenlos zerrissen. Herr Marcu schildert uns beiläufig eine bissige Sottise Voltaires, dieser hochintelligenten und wirklich köstlich spitzen Laus im Philosophenmantel: Voltaire also meinte, Friedrich habe in seine Lieblingstorte gespuckt, damit auch wirklich niemand anderes mehr davon naschen könne.

Darüber hätte sich Machiavelli bestimmt gefreut. Wir empfehlen dieses hervorragende Büchlein Herrn Marcus. Es erweitert auf unterhaltsamste Art den intellektuellen Horizont der an Bildung und Wissen interessierten Zeitgenossen. Und es lehrt uns eine Menge über uns selbst, unser wahres und ungeschminktes Wesen. Es führt uns zum „Principe“ selbst, und es dient der großen Forderung an die Menschheit: Gnothi seauton, Erkenne Dich selbst!

Napola

Ein deutscher Film über eine deutsche Vergangenheit

B. St. Fjollfross

Ein Riese scheint zu erwachen. Ein Gigant, der darniederlag in beinahe jahrzehntelangem Schlaf - schwürigen Zwergen aus Amerika das Feld überlassend. Schwürig? Ja! So hätte Vater Telemann sich ausgedrückt. Diese Radaubröder des Zelluloids, diese Actionhelden, deren ganz großes Trauma ihre eigenen Minderwertigkeitskomplexe sind - es ist zum. nein, reden wir nicht mehr darüber. Es lohnt nicht.

Aber ein Trauma, das haben auch wir Deutschen. Ein Trauma, das uns, die wir uns für unsere Geschichte verantwortlich fühlen, in Ewigkeit nicht verlassen wird: Die fürchterlichen Jahre der Nazi Herrschaft. Und jetzt, nach mehr als einem halben Jahrhundert, beginnt der deutsche Film, sich reell und ohne verdammende oder schmeichelnde Wertigkeiten, sich diesen zwölf Jahren zu widmen, die uns aus der Gemeinschaft der Völker verstießen.

Nicht, daß es nicht schon früher Ansätze gegeben hätte, sich diesem Thema aufrichtig zu nähern: Ich erinnere an „Siebzehn Tage im Frühling“ und an den „Werner Holt“ der DEFA. Jetzt aber, kurz nach dem „Untergang“, der seine maßgebliche Prägung durch den epochalen Ifflandring-Träger Bruno

Ganz erfuhren, legen die Deutschen nach: „Napola“ - so heißt das jüngste Opus des Herrn Regisseur Gansel. Gemeint sind die nationalpolitischen Erziehungsanstalten des Dritten Reiches, Kadenschmieden für zukünftige hochrangige Funktionäre des Herrenmenschtums. Vierzig davon gab es auf dem Gebiet des Reiches. Hier wurden besonders begabte Hitlerjungen und solche, deren Väter schon zur Führungselite der Nazis zählten, darauf vorbereitet, der verbrecherischen Weltanschauung des Nationalsozialismus in allen Teilen des Reiches sowie in den zu erobernden Territorien mit eiskalter Brutalität Geltung zu verschaffen.

Für Landsleute, die in den westlichen Teilen Deutschlands nie etwas anderes als „Demokratie“ kennenlernten, mag das ganze surreal anmuten. Sie werden kaum Beziehung zu dem Gezeigten aufzubauen in der Lage sein - es fehlt ihnen einfach an Erfahrungshintergrund. Diejenigen aber unter uns, die in der DDR groß wurden, die werden sich schon eher berührt fühlen - denn die Nähe zwischen den beiden Systemen, was ihre Art sich zu geben und zu entäußern anlangt, ist erschreckend. Wir kennen das alles, nicht wahr? Gut, nun gut, es hieß bei uns nicht HJ, sondern FDJ und GST, die Partei hieß nicht NSDAP, sondern SED, der Völkische Beobachter fand seine Entsprechung im Neuen Deutschland, die Gestapo nannte man Stasi, die Reihe ließ sich endlos weiter führen...

Und alles, alles, jedes Fitzelchen gesellschaftstheoretischen Unterbaus war natürlich wissenschaftlich belegt und bewiesen, wer dem zu widersprechen trachtete, machte sich lächerlich, weil er „Naturgesetzen“ widersprach. Die Ziele der beiden Gesellschaftssysteme unterschieden sich etwas zu lautstark voneinander, aber legte man eine Schablone über ihr Auftreten, so kam man an den auffälligen, bis zur Deckungsgleichheit reichenden Gemeinsamkeiten kaum vorbei. Ein alter Landser sagte mir einmal: Junge, weißt Du überhaupt, warum so viele in den Fuffzigern abgehauen sind? Weil sie begriffen hatten, daß es derselbe Scheißhaufen war. Nur die Fliegen, die da rumflogen, hatten über Nacht die Farbe gewechselt. Früher waren sie braun - auf einmal waren sie rot! Nun, das bezog sich wohl mehr auf die Menschen im Allgemeinen, statt auf die paar ewigen Wendehälse. Es bezog sich auf das System. Und das war in beiden Fällen unmenschlich.

Warum? Weil es dem Individuum generell die Existenzberechtigung absprach, es sei denn, es erklärte sich bereit, in der Gemeinschaft aufzugehen. Es hatte seine Interessen denen seines Volkes bedingungslos unterzuordnen. Die Interessen des Volkes aber wurden durch dessen angemaßte Führer formuliert. Für diese jedoch galt das alles nicht: Die Führer standen selbstredend über den Massen. Sie durften ungestraft anderen Gesetzen folgen - ihren eigenen nämlich. Wie ließ sich doch der fette Reichsluftmarschall Göring vernehmen: Wer Jude ist, bestimmen wir! Das sagt alles.

Hier wurde in aller Deutlichkeit das uralte Hegemonialprinzip der Menschheit brutal und ungeschminkt vorgetragen: Ich bin der große Zampano - und ihr alle seid nur die anonyme Masse, die meinen Befehlen zu gehorchen hat, ad majorem gloriam mei. Amen.

Zu solchen Kreaturen sollten nun diese Jugendlichen herangezogen werden - willenlose Vollstrecker des einen Führerwillens an exponierter Stelle, brutal, mitleidlos und hartherzig zu ihren Untergebenen, gnadenlos den Unterworfenen gegenüber. Kalte Kampfmaschinen, die ihr Privatleben, wenn sie es denn nach oben geschafft hatten, nach Herzenslust verhuren, versaufen, verfressen und nach Lust und Laune zum eigenen Vergnügen ein paar Untermenschen über den Haufen ballern - so wie die snobistischen englischen Gentlemen zu Zeiten der Kaiserin Victoria auf Safari und Trophäenjagd gingen; die einen jagten Tiere, die anderen Menschen.

Effektivität in der Verwaltung dieser Hölle auf Erden - das war die Aufgabe, auf die diese Ordensburgen hinarbeiteten. Dabei wurden zutiefst menschliche Triebe genutzt, um formbare Jungens in diese Richtung zu lenken. Abenteuer, Mut, Geschicklichkeit, Gruppengefühl, Nibelungentreue - alles, was echte Burschen so richtig in Fahrt bringt. Hart wie Kruppstahl, zäh wie Leder, flink wie Windhunde.

Zum Film selbst: Ein Berliner Arbeiterjunge aus dem Wedding hat als Nachwuchsboxer auf sich aufmerksam gemacht. Ein feiner Kerl - will keinem was Böses, ist ein begnadeter Sportler und hätte eigentlich keine Chance, seinem Milieu zu entfliehen. Aber die Napola, diese Reichseliteschule, die würde ihm Möglichkeiten eröffnen, die einem Arbeiterjungen im Leben nicht zu Gebote stünden. Das ist seine Chance. Er, der von sich selbst etwas erwartet, der in seinem Leben weiter kommen will, diese Chance muß er nutzen! Friedrich heißt der Junge. Mit der Einstufung „1B“ paßt er beinahe ideal ins Schema des nationalsozialistischen Rassenwahns. Und er bekommt seine Gelegenheit - die Zulassung zu einer der vierzig Superschulen.

Allenstein in Ostpreußen: Das Schloß, das vom Film vorgestellt wird, ist zwar nicht die echte Ordensburg des Deutschen Ordens in der vorgenannten Kreisstadt, dennoch aber eine sehr imposante Anlage. Hier, an diesem martialischen Ort ist die Nazikadenschmiede eingezogen - der Geist der alten Kampfmonche, die mit Feuer und Schwert den pruzzischen Lebensraum zum Deutschen Osten kolonisierten, soll in die Körper, aber vor allem in die Köpfe der Jungen fahren: Keine Gnade mit den Schwächeren, *Vae Victim*, hier regiert nur ein Wille - und das ist unserer!

Die Jungen werden in diesem alten Gemäuer soldatisch gedrillt, daß die Schwarte kracht. Sie werden zu Herrenmenschen geschmiedet. Vom Wirtschaftswunder aufgeweckte Seelen werden weinen. Nun, es geht auch für militärisch geschulte DDR-Zöglinge ungewöhnlich hart zu auf diesem Vorposten eines Kasernenhofs. Nur „Erichs Rote Teufel“, die Fallschirmjägerereinheit der DDR, wird sich ähnlicher Ausbildungsmethoden erinnern können. Menschliche Regungen wie Mitgefühl und Verständnis für den Schwächeren werden den Eleven unbarmherzig ausgetrieben. Wer versagt, ist unten durch. Man will dem Einzelnen nicht helfen mitzukommen, man will selektieren. Nur die Härtesten sind geeignet, größere Massen Menschenvieh zu dirigieren, bzw. nach Gusto auszumerzen.

Doch Menschen sind nicht so einfach in das von den Nazis mit großer Tücke mißbrauchte Darwinsche Modell der Evolutionstheorie einzufügen. Echte, nicht pathologisch verformte Menschen - manchmal auch solche, die zur Herrenrasse auserkoren sind - bleiben Rudelwesen, befähigt und ausgerichtet auf Gefühle wie Liebe, Mitgefühl und Solidarität mit Schwächeren - wahre Wölfe eben.

Doch das haben die Nazis nicht begriffen. Oder sie wollten es nicht begreifen. Nur die Härtesten sollten durchkommen - um den krakeelenden Anstreichern, den fettleibigen Morphinisten, verkrachten Dorfschullehrern und klumpfüßigen Hetzrednern ein möglichst angenehmes Dasein zu sichern.

Dafür stahlen die Lumpen in der Führungsclique Heranwachsenden schon von Kindesbeinen an die Jugend. Sie maßten sich an zu entscheiden, was als wertvoll zu gelten hatte und was nicht. Diese Verbrecher zu durchschauen aber war wohl den wenigsten Jugendlichen gegeben. Die unerfahrene Jugend ist noch immer am leichtesten verführbar. Sie, die kaum etwas fundiert zu hinterfragen in der Lage ist, undifferenzierten Parolen zu folgen gewillt - leichtgläubig, verführbar - Menschenmaterial eben. Und so begleiten wir diesen Jungen Friedrich auf einem Weg, der ihn letztendlich

zu sich selbst zurückführt. Es ist den braunen Schurken nicht gelungen, diese grundehrliche Natur auf Dauer zu verformen oder auf Abwege zu führen. Die dem Burschen innewohnende Integrität behielt nach den erschütternden Vorfällen die Oberhand. Und hier zeigt sich die unbeugsame Geradlinigkeit eines deutschen Charakters, von dem die Nazis träumten. Sie brauchten ihn nicht zusammenzukneten - er war schon da! Nur, daß er sich vom Grundbösen abwandte, weg von den Strolchen in der braunen Uniform. Hin zur Menschlichkeit. Das war die schlimmste Niederlage für sie. Das ist die schlimmste Niederlage für jede heilsverkündende Diktatur. Die Menschen durchschauen das elende Gaukelwerk und kehren sich ab - weil es ihnen wichtiger ist, Mensch zu bleiben.

Möglich, daß ich nicht die stumpfe Masse beschreibe. Aber die paar, die sich aufrufen und verweigern, die paar bringen das Boot am Ende zum Kentern. Sie sind das Zünglein an der Waage. Zumindest möchte man das hoffen, solange man den Glauben an das Gute im Menschen nicht zur Gänze verloren hat. Ein winziger Knacks nur im Getriebe der so perfekt scheinenden Maschinerie des Bösen - aber er erweist sich schlußendlich als ausschlaggebend.

Ich konnte unter den Mimen keinen „bekannteren“ Namen im Abspann entdecken. Aber das spielt auch keine Rolle. Vielleicht war gerade dieser Umstand der Sache sogar noch förderlich. Denn die das spielten, waren weiß Gott großartige Schauspieler - durch die Bank weg. Die Regieführung war exzellent. Die Handlung, na ja, die war eventuell etwas dürrig - aber mehr war in dem Zeitrahmen sicher auch nicht unterzubringen. Der Aussage des Streifens hat es jedenfalls nicht geschadet.

Und die Macher haben eine weitere wichtige Botschaft vermittelt: der ernstzunehmende deutsche Film scheint erwacht zu sein aus seinem langen, langen Schlaf. Zumindest hier zeigt sich ein Silberstreifen über dem deutschen Horizont. Ein Anfang. So betroffen der Film macht, dieser Neubeginn stimmt froh. Deutschland ist noch nicht in Dummlichkeit ersoffen.

Olle und Dolle Räder

Ein kleines, aber besonderes Museum der Stadt Brandenburg

<http://www.olleunddollerader.de>

K. K. Bajun

Die Stadt Brandenburg an der Havel scheint erwachen zu wollen. Gesegnet mit einer bezaubernden, man möchte sagen, einmalig schönen Lage, durchzogen von der sich vielfach teilenden Havel, umgeben von Wiesen und Wäldern, fehlte dieser Perle unter den märkischen Städten nichts als die entsprechende Zuwendung ihrer Bürger. Die aber fehlte lange und gründlich. Was ein natürlicher Tourismismagnet hätte sein können, verkam zu einer großflächig tristen und dem



Verfall zugewandten Kleinstadt, deren Obrigkeit zwar jahrzehntelang die Schönheit von Stadt und Landschaft im Munde führte – und wie man diesen glücklichen Umstand zum Wohl der Brandenburger nutzen müsse – ansonsten jedoch wenig auf die Beine bekam. Kleinstädtischer Filz, Restriktionen von oben, Ideenlosigkeit, mangelnder Mut zum Risiko – es war zum Heulen: Brandenburg sackte immer tiefer ab, die Autobahn zog mit Recht an ihr vorbei und selbst die Havel überlegte, wie sie einen Bogen um die Chur- und Hauptstadt mäandern könne, die ihre Vorzüge so schnöde verwarf.

Doch nun beginnt sich – Gott sei's gepfeifen und getrommelt – das Blatt zu wenden: Einige Brandenburger (und darunter einige der Stadt erst später Zugezogene) beginnen in Eigeninitiative, kleine Attraktionen an den offiziellen Bemühungen vorbei zu etablieren, die dem Ruf der gequälten Schönheit peu a peu ein neues, erfreulicheres Antlitz geben werden. Wer immer in Zukunft die Stadt um der reizvollen Umgebung willen zu besuchen trachtet, wird eine erstaunliche Erweiterung des musealen Angebotes wahrnehmen, das über die Räumlichkeiten des ehemaligen Stadtmuseums weit hinausreicht.

Einer dieser Pioniere ist der gebürtige Nauener Dirk Weinreich. Ein Drahteselenthusiast von Kindesbeinen an, hat er sein Hobby zum Beruf gemacht: Wessen Veloziped krankt, der mag es getrost Herrn Weinreichs Kunst anvertrauen – gerade in der Brandenburger Umgebung, die für Radtouren wie geschaffen scheint, ist diese Tätigkeit von hohem Wert. Sind doch viele Radwege der Stadt und des Umlandes in einem Zustand, der eher nach Ballonreifen und Federgabeln brüllt und die Radler an die Rallye Paris-Dakar gemahnt.

Aber wer von uns weiß eigentlich noch, wie Ballonreifen aussehen? Hatte Urgroßmutter Excelsior nicht welche unter der Karbidlampe? Diese Frage könnte Herr Weinreich beantworten: Ein paar Häuser neben seiner beruflichen Wirkungsstätte, in der Kurstraße 71 der Brandenburger Neustadt, befindet sich das von seinen drei Mitstreitern Frank Buchholz, Christian Pallentin und Jens Weinreich und ihm ins Leben gerufene kleine Hinterhofmuseum „Olle und Dolle Räder“. Zwei Räume vorerst noch, nicht groß – aber oho! Wir „Landboten“ waren da und wir schauten und guckten und „ah“ und „oh“ und „sieh mal, da!“ und die Zeit verrann in Windeseile, ohne daß uns das Gefühl ankam, wir hätten alles gesehen.

Da steckt viel Liebe in der Exposition, Sammlergeist und Kenntnis. Da begegnen uns ein echtes Hochrad zum Anfassen, ein Diamant-Rennrad der Siebziger – unser Chef hatte feuchte Augen, hing doch sein Jugendtraum über seiner Nase – ein Kinderrennrad, ein Bahnrennrad, die Originalmaschine des Rennfahrers Rudi Kirchhof, ein altes Wehrmachtsrad mit Anhänger, wunderschöne alte Räder aus der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts mit blank polierten Karbidlampen, ein amerikanischer Drahtesel extravaganter Formgebung mit elektrischer Hupe, viele Accessoires rund ums Velo, Siegerpokale und Trikots, Originalrechnungen der Brandenburger Fahrradfabriken (denn Brandenburg war einmal eine weltweit führende Hochburg der Drahteselproduktion) - ein... ach was, schauen Sie doch selbst! Ich werde doch nicht alles verraten.

Haben Sie sich mal gefragt, wieviel Uroma für ihren ganzen Stolz auf zwei Rädern einst bezahlt hat? Wie lange hat sie dafür ihre paar Groschen in den Sparstrumpf stecken müssen? Und wie muß sie gestrahlt haben, als ihr der Fahrradhändler das blitzblanke Schmuckstück vor den Laden schob und in die Hand drückte! Können wir verwöhnten Konsumenten das heute überhaupt noch ermesen? Der Junge braucht ein neues (!) Fahrrad. Ruckzuck ruft die Oma beim Versandhaus an, ja, das rot-schwarze auf Seite

1066 rechts oben,... übermorgen mittag? Ist gut, bin ich zuhause!“ Nein, in dieser kleinen Museumswelt schlägt uns ein anderer Atem entgegen. Hier lernt man wieder Ehrfurcht vor dem treuen Begleiter Fahrrad empfinden, hier beginnt man zu verstehen, wie schön es sein kann, Pedale tretend an einer Tankstelle vorbeizugleiten, und für die preislichen Unverschämtheiten der Ölmultis nur ein müdes Lächeln aufzubringen; wie schön es sein kann, betulich mit 18km/h am Ufer eines Flusses oder durch einen Wald zu zuckeln. Man sieht etwas, man riecht die frische Luft – Staus? Schnee von gestern! Lassen Sie sich anstecken: Die Ausstellung der vier Drahtesel-Begeisterten ist der Transmissionsriemen zu diesem schönen Lebensgefühl.

Geschickt sind die Exponate angeordnet. Der Blick ermüdet nicht – und wer das Glück hat, vom Hausherrn persönlich geführt zu werden, bekommt noch viele lohnenswerte Details mit auf den Weg. Die kleinen Anekdoten rund um die verschiedenen Stahlrösser, deren jedes eine eigene Geschichte – man möchte behaupten – eine eigene Seele hat, an die zu erinnern sich lohnt.

Bei all der Liebe und Hingabe, die die vier ihrem kleinen Museum widmen, das sogar schon Besucher aus Übersee begrüßen durfte, wird es nicht ausbleiben, daß es irgendwann seine Räumlichkeiten erweitern wird. Denn einer wie dieser, mit 36 Jahren junge Museumsdirektor, kann nicht aufhören. Und wir? Wir können dankbar sein für solche Menschen in unserer Mitte, die uns uneigennützig und unermüdlich und mit der ihnen eigenen Begeisterung Kulturschätze erhalten und zugänglich machen. Daher wünschen wir dem Seniorenheim für „olle und dolle“ Räder allen erdenklichen Erfolg für die Zukunft und stetig steigende Besucherzahlen.

Plauer Porzellan

eine Ausstellung des Stadtmuseums im Frey-Haus zu

Brandenburg an der Havel

K. K. Bajun

Dieses Haus ist schon etwas Besonderes. Nicht nur, daß es – wie der Name schon andeutet – zu Zeiten seiner Errichtung von allen Steuern und Lasten befreit wurde, nicht nur, daß es unbestätigten Gerüchten nach mit den Steinen der wohl einst schönsten Wallfahrtskirche Norddeutschlands aufgeführt wurde – dieses Haus, das Domizil des Obersten von Massow, beherbergt das Brandenburger Stadtmuseum.

Obgleich die alte Chur- und Hauptstadt zweifelsohne die historisch interessanteste Ansiedlung Ostelbiens ist, steht den Museumsleuten auf Grund der desolaten Finanzlage ihrer Heimatstadt nur wenig Raum und noch weniger finanzielle Mittel zur Verfügung, um dem Besucher alles zu bieten, was der geschichtsträchtige Boden hergibt.

Dennoch, was die Mannschaft um den Herrn Direktor Dr. Kohnke aus ihrem engen Verfügungsrahmen hervorzaubert, verdient Hochachtung. Die Dauerausstellungen zur Heimatgeschichte sind umfassend und informativ in dem bestechend schönen Bau des Spätbarock und seinen Nebengebäuden untergebracht. Sogar eine kleine heimatkundliche Abteilung bereichert die Exploration, ergänzt von einem glitzernden Lapidarium. Ein Zimmer des Zweiten Stockwerkes wurde nun einer Sonderausstellung gewidmet, deren Exponate aus einem beinahe mythischen Material sind: Plauer Porzellan. Kenner werden jetzt mit der Zunge schnalzen. Nur wenige Jahre währte die

Ära der Plauer Manufaktur unter dem preußischen Minister Görne. Nie kam man dem Geheimnis des Weißen Goldes auf die Spur, wie es von Böttger für den Dresdner Hof angefertigt wurde. An dieser „Erfolglosigkeit“ scheiterte das Plauer Experiment, nachdem es 1713 so hoffnungsvoll an den Ufern der Havel begonnen hatte. Der Ton war rot und gut, die Meister behende, und pffiffig. Unter ihren geschickten Händen entstanden die berühmten rotbraunen bis schwarzen Scherben, deren letztere schon an die feinen Lackarbeiten der Chinesen erinnerten und sich daher im Rokoko unter dem Eindruck der aufgekommene Fernost-Begeisterung größter Beliebtheit erfreuten.

Aber – Mode ist ein schnelllebiges Weibsbild. Untreu und wechselhaft vergönnt sie selten sich oder anderen ein Verweilen. Das weiße Porzellan mußte es sein – am Besten das Meißner, wenn man schon für die teuren China-Importe zu klamm war. Der Absatz des Plauer Steinzeugs wurde rückläufig, stagnierte, brach zusammen. Um 1726 war der Ofen sprichwörtlich aus. Sechszwanzig Jahre später übernahm ein verrückter Herr von Anhalt das Regiment auf Schloß Plau, der seinem Vorgänger Görne mit großer Antipathie begegnete. Und jetzt geschah etwas, was den oben erwähnten mythischen Charakter des Plauer Steinzeugs begründen sollte: In wahnhafter Dummheit – die Zeit und die Landschaft schienen solche Naturen begünstigt zu haben, wie man an dem Offizier Pini sieht, der dem Soldatenkönig zum Abriß der oben bereits erwähnten Wallfahrtskirche auf dem Marienberg riet – versenkt unser von Anhalt den Plauer Schatz in der Havel wie weiland Hagen von Tronje die Klunkern der Nibelungen im Rhein.

Nein, hier ging es nicht um die Ausschaltung eines gefährlichen Machtfaktors. Hier war nur die blanke Dummheit am Werk. Haß, Blindheit, Kulturbanausentum. Aber jede Medaille hat ihre zwei Seiten. Anhalts Irrsinn verhalf dem Plauer Scherben zu einer sich wieder vermehrenden Aufmerksamkeit, zu einer Legende und ließ die Kunstkenner am Ende die Erlesenheit und Rarität des schönen Steinzeugs begreifen. Mittlerweile dürfte das Auftauchen eines unzweifelhaften Plauer Stückes auf dem Kunstmarkt ein kleines Erdbeben auslösen.

Um so erstaunlicher ist es, wie dem Geschick der Brandenburger Museologen eine solche kleine aber feine Ausstellung gelungen ist. Leihgeber aus ganz Deutschland ließen sich herbei, um das Projekt mit ihren Stücken zu unterstützen.

Ein Zimmer nur, vier, fünf dreibödige Vitrinen – angefüllt mit etwa zwei Dutzend Exponaten, nicht alle gesicherter Herkunft – aber durchweg von augenbetörender Schönheit. Das „Plauer“ ist nicht wiederauferstanden – wohl aber sein Ruf und seine Wertschätzung. Bevor man den Ausstellungsraum betritt, kommt man an dem Modell der Marienkirche vorbei, die wir bereits zweimal erwähnten, und die ebenfalls ein Opfer von hirnloser Gier und Dummheit wurde. Unersetzbar verloren, weil ihr wahrer Wert von den Entscheidungsträgern der damaligen Epoche sträflich verkannt wurde, kündigt das Holzmodell traurig von dem unschätzbaren Verlust für die Stadt, ihre Bewohner und die gesamte Kulturlandschaft. Der Landbote berichtet ausführlich davon in seiner Artikelsammlung „Verlorene Schätze der Stadt Brandenburg“.

Einen Schritt weiter findet sich dann der Besucher inmitten der wenigen Artefakte einer ebenfalls großartigen Kulturleistung der einheimischen Bevölkerung: des Plauer Porzellans. Davon inspiriert sollte sich das Bewußtsein für die noch vorhandenen Schätze in einem jeden von uns etablieren. Bewahren, erhalten, der tumben Vernichtung wehren – das ist die Forderung, die sich aus der Ausstellung ergibt.

Der Preußische Landbote beglückwünscht die Damen und Herrn vom Stadtmuseum Brandenburg zu ihrer Initiative und wünscht der Exhibition möglichst viele Besucher, die unsere Begeisterung für das Gezeigte teilen.

Die Ausstellung ist bis zum 25. September 2005 geöffnet.
 Adresse des Stadtmuseums Brandenburg an der Havel:
 Stadtmuseum im Frey-Haus
 Ritterstraße 96
 D-14770 Brandenburg an der Havel
 Tel. (03381) 522048
 Öffnungszeiten
 Dienstag bis Freitag - 09 bis 17 Uhr
 Samstag und Sonntag - 10 bis 17 Uhr
 Entree: € 3,- ermäßigt € 1,-
 Beide Billets berechtigen zur Besichtigung des ganzen Hauses.
 Photoerlaubnis € 1,-

Plauer Porzellan im Heimatmuseum der Stadt Brandenburg an der Havel

Teil 2

K. K. Bajun

Vor kurzem erst hatten wir das große Vergnügen, über eine wundervolle kleine Ausstellung berichten zu dürfen, die unter der Leitung des Direktors des Brandenburger Stadtmuseums, Herrn Dr. Kohnke und seiner Stellvertreterin Frau Heike Köhler initiiert wurde.

Vorgestellt wurden einige sichere und einige fragliche Vertreter des berühmten Plauer Porzellains, das anfangs des achtzehnten Jahrhunderts für einige wenige Jahre in dem an der Havel gelegenen Fischerstädtchen hergestellt wurde. Der Landbote berichtete in seinem Artikel „Plauer Porzellan“.

Seit einigen Wochen nun wird die Ausstellung schon überdurchschnittlich besucht. Vor allem Interessierte aus Brandenburg und vor allem Plaue hatten sich neugierig auf den Weg gemacht. Besondere Aufmerksamkeit aber erfuhr die Ankündigung, daß seit Anfang Juli 2005 ein die Ausstellung begleitender Katalog verfügbar sei. Diesen Katalog vorzustellen und auch den Journalisten des Umkreises entsprechende Fragen zu beantworten, lud das Museum am Freitag, dem 08. Juli 2005 zum Pressegespräch.

Im ehemaligen Empfangssaal des ersten Hausherrn Obristen von Massow versammelten sich die Kameralleute und Reporter um Dr. Kohnke, Frau Köhler und die dankenswerterweise erschienene Kulturbeauftragte der Stadt Brandenburg, Frau Hübner.

Schon eingangs ihrer Ausführungen betonten die Gastgeber das Engagement der Mittelbrandenburgischen Sparkasse, deren Subsidien die Erstellung des broschürten Kataloges erst ermöglichten.

Ein Ausstellungskatalog hat im Allgemeinen nicht nur Andenkenfunktion für die Besucher. Durch die dokumentierte Synopsis des oft aus verschiedenen Sammlungen zusammengeführten Materials stellt er Wissenschaftlern und Museologen ein unschätzbar wichtiges und effektives Handwerkszeug zur Verfügung. Gerade, wenn bislang so vernachlässigte und wenig beschriebene

Exponate wie der Plauer Scherben thematisiert werden, kann man ein solches Begleitheft ruhigen Gewissens als Meilenstein bezeichnen. Die vorgestellte Broschüre ordnete sich nun als Nummer 5 in den Kanon der Reihe der Brandenburger Museumshefte ein, zwischen deren Neuerscheinungen manchmal bis zu sieben Jahre vergehen. Sicher unbeabsichtigt wird diesen Heften damit eine besondere Exklusivität gesichert.

In sehr ansprechender Aufmachung unter Verwendung excellenter und professioneller Photographien paradieren die charmanten Ausstellungsstücke in rotbraun, schwarz und Fayence noch einmal vor uns. Ergänzt werden die Seiten von Exponaten, die das Museum nicht für die Ausstellung erhalten konnte. Wir erfahren noch einmal um den Wert dieser Stücke, die der nach dem berühmten Meißner zweiten Porzellanmanufaktur Europas entstammen. Schwierig ist es, die wenigen erhaltenen Artefakte zweifelsfrei der Plauer Manufaktur zuzuordnen, da selbige ohne Kennzeichnung ihrer Produkte zu arbeiten pflegte. Ist es vielleicht doch Böttger-Steinzeug? Ist es Funke, Höchst, oder Zerbster? Die Formen ähneln sich dem Zeitgeschmack entsprechend, dieselben Meister waren häufig an verschiedenen Standorten tätig, das Material erteilt selten unterscheidungskräftige Auskunft.

Dieser Katalog trägt gewichtig dazu bei, daß sich mit der Erforschung dieses wertvollen Erbes befaßte Museologen solchen Fragen intensiver werden zuwenden können.

Wir wollen aber an dieser Stelle auch deutlich machen, daß weder der Abkauf der 500 Katalog-Exemplare zu € 5,- das Stück, noch die großzügige Unterstützung seitens des vorgenannten Geldinstitutes dem Idealismus und den tatsächlichen Kosten der Ausstellung auch nur ansatzweise gerecht werden. Viel hat die Stadt aus ihrem schmalen Etat beigesteuert.

Dennoch zählt jede private Initiative, jede Unterstützung, jedes Engagement, um dem Museum auch inskünftig die ansprechende Präsentation des so wertvollen kulturellen Erbes zu ermöglichen. Mäzenatentum, Zuwendungen aus Hinterlassenschaften, attraktive Leihgaben oder gar Überschreibungen helfen nicht nur, den Fundus um attraktive Exponate zu bereichern. Solche Aktivitäten würden sichtbar die Bedeutung des Museums als einen Teil der guten Stube einer Kommune stärken. Es ist eine nicht zu unterschätzende Wechselwirkung: Das Museum selbst veranschaulicht in konzentrierter Form die wertvolle Hinterlassenschaft der Vorfahre, auf deren Schultern uns zu stehen vergönnt ist. Mäzene aus dem Bereich der Wirtschaft bekunden mit ihrem Zutun ihre Verbundenheit mit der Region. Ein solches Bekenntnis aber ist essentiell, um zukünftige Aufgaben hierorts anzupacken und zu bewältigen.

Wer sich seiner und der Leistung seiner Voreltern bewußt ist, wird sich schwertun, deren Scholle zu verlassen. Er wird hierbleiben und sein Möglichstes geben, um hier auf die Beine zu kommen. Dieses „Wir - hier“ ist ein enormer Wirtschaftsfaktor, ein Garant für Lebensqualität und ein starkes Zugpferd. Deshalb bitten wir die Brandenburger und unserer verehrte Leserschaft: Betrachten Sie ein Museum nicht als schlichtes Angebot zum Zeitvertreib, als ein Kuriositätenkabinett, eine Jahrmarktsattraktion. Betrachten Sie es als ein dynamisches Gebilde, dessen Funktion aus der Vergangenheit schöpft um bei entsprechender Würdigung in der Gegenwart für die Zukunft zu wirken. Für Ihre Zukunft! Große Rhetorik? Ach was! Ich wette: Aus jedem Ausstellungsstück eines Museums läßt sich etwas lernen, was für die Gegenwart von Bedeutung ist. Man muß nur wachen Augen hinschauen. Man kann alte, erfolgreiche Techniken wiederentdecken, man kann aus den Fehlern der Alten lernen, ihren Bemühungen und Irrtümern, man kann sogar das Alte oft sehr erfolgreich revitalisieren.

Die Repliken des Hiddenseer Goldschmucks, barocke Weinflöten, römische Rüsselbecher, germanische Schmuckfibeln, – das alles verkauft sich in den Läden großer Museen ganz passabel und unterstützt die musealen Kassen. So manche Dame wird schon heutzutage wieder von einem Schmuckstück geziert, dessen Original von ihrer Urahne vor mehr als tausend Jahren getragen wurde und dessen zeitlose Schönheit die weibliche Konkurrenz in modernen Juwelierläden vergeblich auf Jagd gehen läßt. Ein geschickter Handwerker unserer Tage in fruchtbarer Zusammenarbeit mit seinem lokalen Museum macht's möglich.

Liebe Brandenburger! Hat jemand unter Ihnen das Geschick, einem Plauer Walzenkrug mit Zinndeckel wieder Leben einzuhauchen? Trauen Sie sich! Der Töpfermarkt zu St.Pauli würde es Ihnen bestimmt danken. Originelle Gaststätten und Wirtshäuser, wie zum Beispiel die Plauer Kneipe Pur mit eigenem Brauhaus wären gewiß zu begeistern! Das gleiche gilt sicher auch für gekonnte Nachbildungen der anderen Ausstellungsstücke. Könnten Sie sich geschmackvollere und exklusivere Geschenke bei gleichzeitiger Bezahlbarkeit vorstellen?

Mit diesem Appell an die unternehmerische Initiative unserer Mitbürger, die sich auf eine anerkannte und große Tradition berufen kann, erweisen wir noch einmal den Machern eines musealen Highlights unserer Heimatstadt unseren Dank und unsere Reverenz!

Rabenschwarz - Zepter und Mordio

Ein Kriminalroman aus der Zeit Friedrichs des Großen

von Herrn Dr. Tom Wolf

M. L. Hübner

Lieber Bajun, verzeihen Sie, aber das hier ist ein Preußenkrimi. Den muß ich Ihnen, einem inneren Drang folgend, aus der rezensierenden Hand nehmen. Denn hier muß wohl ein gebürtiger Preuße ran - und kein Naturalisierter. Damit wir nicht den leisesten Zweifel...

Außer Sherlock Holmes und ein paar seiner würdigen Nachfahren interessieren mich Krimis eigentlich nicht so sehr. Es ist einfach nicht mein Genre. Holmes ist da wie gesagt eine Ausnahme, zumal dessen schriftstellerischer Vater, Sir Conan Doyle, einiges von seiner Figur Professor Moriarty in seine persönliche Biographie einpaßte; wir kennen das: mit der Frau des besten Freundes durchgebrannt, nachdem diesem nicht nur die Frau sondern auch gleich noch die Idee zu Holmes geklaut und das Freundesleben verkürzt wurde. Das heißt, in allen Holmes-Geschichten tritt uns sozusagen eine Art kriminalistisches Gesamtkunstwerk entgegen, das sich über die Seiten der Bücher hinaus erstreckt.

Nun aber begegnete ich einem Buche, das eine besondere Art Krimi in Aussicht stellte - einem Preußenkrimi. Ungewöhnlich und vielleicht nicht jedermanns Sache - für mich jedoch hochinteressant. „jo mei, wos gehn uns deana Saupreißer on?“ Nö, das sind die anderen, ich Saupreuß bin neugierig geworden: Gekauft! Gelesen!

Unser preußischer Holmes, dessen Abenteuer an dieser Stelle Erwähnung finden, heißt Langustier, ist Zweiter maître de cuisine bei unserem König Friedrich, den die wohlmeinende Nachwelt mit dem Beinamen „der Große“ ehrte. Was nun den gebürtigen Bad Homburger Wolf bewegt,

Kriminalgeschichten aus dem alten Preußen zu ersinnen, weiß ich nicht. Vielleicht die Verbundenheit zu seinem verblichenen Landesherren Friedrich II. Prinz von Homburg, der uns Brandenburgern an der Seite des Urgroßvaters des Großen Friedrich 1675 bei Hakenberg half, die Schweden aus dem Land zu treiben. Was auch immer es gewesen sein mag - die Idee fand ich großartig und als Preuße, dessen Herz eine friderizianische Uniform trägt, mußte ich einfach zugreifen.

Ich habe es nicht bereut! Herr Wolf ist ein sehr guter Handwerker und seine Vorarbeit zu seinen Geschichten ist proper und solide. Fundierte Sachkenntnis der örtlichen Gegebenheiten und Gepflogenheiten, vor allem aber der gängigen Sprache und der Organisation der preußischen Gesellschaft lassen vor uns ein authentisches Bild Berlins und Potsdams um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts entstehen. Es macht Spaß, Herrn Wolf beim Lesen der Zeilen so ganz nebenbei auf einem virtuellen Stadtbummel durchs alte Berlin und Potsdam zu folgen.

Der Autor führt mit leichter, ja spielerischer Hand - nichts klingt gekünstelt. Als gelinde Einschränkung dieser Aussage mögen die Passagen gelten, in denen er den König zu Worte kommen läßt. Ich weiß, ich weiß: der Alte sprach ein Bierkutscherdeutsch - Herr Wolf zitiert ihn schon recht glaubwürdig - dennoch: die stets auf den Buchstaben „d“ auslautenden Verben sind mir eine Spur zu oft bemüht. Ob der Chef nun ein geschliffenes oder ein holperiges Französisch sprach, kann ich aus eigenem Ermessen leider nicht beurteilen. Dafür ist mir diese schöne Sprache bedauerlicherweise zu wenig verfügbar. Ich muß mich da auf andere Quellen verlassen - aber dieser Punkt scheint mir keiner Diskussion wert.

Der Krimi selbst liest sich spannend und von seiner Konzeption her durchdacht. Gerade die direkte Rede mit ihren friderizianischen Besonderheiten fordert und wird die Leserschaft Herrn Wolfs durch ein Sieb schütteln. Warum auch nicht? Verleiht es dem Buche doch eine Exklusivität, die aber leider der Verbreitung des Werkes nicht förderlich sein wird. Man muß da Akzente setzen: Entweder man schreibt für den Mammon, dann muß man halt dem Volke, von dem ja aller Reichtum kommt, Dünnbier zu saufen geben, Harry Potter, Konsalik und Uta Danella lassen grüßen. Oder man serviert einen edleren Tropfen, muß aber damit leben, daß nur ein begrenzter Zirkel dessen Qualität auf dem Gaumen zu goutieren weiß.

Immer wieder fasziniert der fein eingestreute und wirklich intelligente Humor, mit dem der Autor seine Handlung würzt. Ja, würzt, so wie sein Küchenmeister Langustier die Speisen seines Brotherren. Mit sichtbarem Vergnügen teilt Herr Wolf seinen fiktiven Figuren „sprechende Namen“ zu, wenn etwa ein im Siebenjährigen Kriege ertaufter Soldat als Baron von Stille vorgestellt wird. Küchenmeister Langustier selbst erinnert an einen Krebs, der oft bei feineren Tafelfreuden das Menue bereichert.

Apropos Menue: Nicht zufällig erscheint mir der Umstand, daß Herrn Wolfs Meisterdetektiv und Sonderkommissär der Gilde der Köche entstammt. Immer wieder sprudeln aus dem Texte erlesene Speisekarten hervor, ja, ein vollständiges Rezept wurde zwanglos eingearbeitet, welches unsere Frau Lektorin und begnadete Hobbyköchin Frau Katzenbaum begeistert auf- und sie schon aus diesem Grunde für die Lektüre einnahm. Herr Wolf, Sie geben sich den Anschein eines Epikuräers! Mit welcher Sachkenntnis Sie auch auf dem Gebiete des leiblichen Genusses brillieren, beeindruckt mich zutiefst. Das ist Lebensfreude pur!

Daher erkuhle ich mich, abschließend diesen wohlgemeinten Rat zu geben: Lieber Herr Wolf, Ihr Photograph, der Sie für die kurze persönliche Vorstellung auf der Umschlagseite abgebildet hat, muß unter dem Einfluß

Arno Brekers gestanden haben! So lichtet man doch keinen lebensfrohen Mann ab, der so erfrischend und erheiternd zu schreiben vermag. Das sieht eher nach „Trutz Albion!“ und „in den Ostwind hebt die Fahnen!“ aus. Lachen Sie, zeigen Sie Freude, Herr Wolf - wir, Ihre Leser tun es doch auch - und allen Grund dazu haben Sie, bei einem so lobenswerten Opus.

Oder ist Ihnen die preußische Regie auf den Fersen...?

Siegfried und die Sagentöter –

eine moderne cineastische Umsetzung des deutschen Nationalepos

K. K. Bajun

Das Nibelungenlied – was war das doch gleich? Da war doch mal was, in der Schule, lang, lang ist's her. Kriemhild, Hagen, Siegfried, Drachenblut – irgendwie bekommen viele Zeitgenossen das alles nicht mehr auf die Reihe. Wie gut, daß der Fernsehkanal SAT 1 am 29. und am 30. November 2004 das „TV-Event des Jahres“ ins Programm aufgenommen hat und den vergesslichen, den ignoranten Deutschen ihre Kernsage wieder ins Gedächtnis zurückbringt.

Es tut ja auch wirklich not. Mein sechzehnjähriger Sohn hat den Namen Siegfried noch nie gehört – von den Nibelungen weiß er nichts. Können Sie sich vorstellen, daß einem gleichaltrigen Franzosen der Name Rolands ebenfalls unbekannt ist, oder der Jeanne d'Arcs? Ich kann es nicht. Denn unsere westfränkischen Vettern bewahren sich zwei Fundamentsäulen einer gesunden Nationalität: Ihre schöne Sprache und ihr nationales, literarisches Kulturgut – angefangen vom Rolandslied bis zu Corneille, Balzac, Dumas.

Hierzulande? Totentanz! Die Sprache verkommt...neulich erst forderte ein Subalterner aus einem Kultusministerium mehr Sprachkompetenz für die nachwachsenden Stotterer und meinte, er habe sich diesbezüglich mit mehreren Vorschlägen an seinen Dienstherrn „gewendet“. Niemandem im ganzen Zuschauerraum des Fernsehstudios fiel das ungeheuer lächerliche Paradoxon des Augenblicks auf: Als der Sprachbeauftragte des nämlichen Morgens noch mal sein Hemde linksrum übergebügelt hatte, mochte er es vorher „gewendet“ haben – an seinen Minister hat er sich mit Sicherheit „gewandt“. Uns so hätte sein erster eingereichter Vorschlag lauten müssen: „Ich verpflichte mich, die Sprache, die ich zu fördern gedenke, erst einmal selbst zu lernen, ehe ich für die Verbreitung eines solchen Schwachsinn einen Haufen Geld kassiere!“

Verstehen Sie nun, von welchem exorbitantem Verfall die deutsche Sprachkultur betroffen ist, zu deren zentralen Bereichen auch solche gewaltige Epen aus der Frühzeit der deutschsprachigen Aufzeichnung gehören? Und nun das! Nichts gegen die Produzenten. Sie haben sich ja alle Mühe gegeben, dem Stoff gerecht zu werden. Mit allen Mitteln, die der modernen Filmindustrie zu Gebote stehen. Der Drache sah echt aus, Donnerwetter! Doch die Drehbuchautoren mögen in der Illiteraten- Hölle schmoren! Die Ewige Umnachtung sei ihr Erbteil!

So viel Stuß auf einen Haufen. Das ist einfach zuviel! Ich rede nicht von gotischen Wasserspeiern in der Totale, die ein zeitlicher Abgrund von beinahe 800 Jahren von den Geschehnissen um Gunther, Siegfried und Kriemhild trennt. Denn es ist ja erwiesen, daß der Sage einige Geschehnisse an den Höfen der Merowinger zugrunde liegen. Ritter, so was gab es zu dieser Zeit

noch nicht! Aber lassen wir solche Kleinigkeiten. Dieses gewaltige Epos trifft eine Grundaussage – und es ist zum Nationalepos der Deutschen geworden, die zum Zeitpunkt der Handlung noch lange, lange nicht existierten, weil diese Grundaussage den Charakter dieses Volkes so einmalig beschreibt – zerrissen in einem Spannungsfeld zwischen der Sehnsucht nach Stärke, Loyalität, Ehrenhaftigkeit und Glanz einerseits und dem immerwährenden Verbrechen aus falsch interpretierter Nibelungentreue andererseits. Den Verbrechen an sich selbst, den Verbrechen am Nachbarn.

Was blieb von dieser Aussage übrig? Nichts! Gar nichts! Ein Hollywood-Schinken wurde uns serviert – so ganz im Geiste der Zeit, voller Political Correctness: Sigg, der sein Weib nach deren eigener Aussage ihrer Geschwätzigkeit wegen krumm und lahm gedroschen hat, und zwar zur damaligen Zeit völlig im Übereinklang mit den herrschenden Sitten, Gebräuchen und Moralvorstellungen – mutiert vor unseren erschütterten Augen zu einem schmalzigen Softie. Es wird einem speiübel.

Hagen, der treueste Gefolgsmann aller Zeiten – ermordet zum Schluß aus lauter Gier nach schnödem Mammon noch König Gunther, seinen Chef, wird seinerseits von Brunhild geköpft – nicht von Kriemhild an Etzels Hof; ach ja, der Zug der Burgunder und der Nibelungen die Donau hinab zu Kriemhilds zweitem Manne fällt gänzlich unter den Tisch. Wo bleiben die Donaunixen und der Geist Markgraf Rüdigers, die Hagen von Tronje das Schicksal der Reisenden orakeln, um sie vielleicht doch noch zur Umkehr zu bewegen? Wie enorm wichtig für das Lied ist doch gerade diese Episode, die einen der Großen des Reiches seinen Untergang für gewiß voraussehen läßt und der dennoch nicht zögert, diesen Weg zu beschreiten.

Hohlbein hatte sich dem Thema auf ganz ausgezeichnete Weise genähert. Ähnlich, wie Max Frisch mit seinem „Wilhelm Tell für die Schule“. Hagen war das Sinnbild für Loyalität, Aufrichtigkeit und Vasallentreue. Nie wäre ihm auch nur der Gedanke gekommen, seinen Lehnsherren auch nur ein Haar zu krümmen. Für ihn hätte er sich in Stücke reißen lassen. Gerade ging er seinen vorbezeichneten Weg. Natürlich wird er als der dunkle, der finstere Gegenspieler unserer nationalen Lichtgestalt Siegfried gezeichnet. Und der junge Königssohn aus Xanten, der gleich Baldur letztendlich von seinem blinden Bruder Hödur mit einem Mistelfeile erschossen wird? War er nicht eventuell doch der kraftstrotzende junge Königssohn aus Xanten, der Usurpator, der von Ambitionen auf den Wormser Thron getrieben wurde.

Der rücksichtslose Machtmensch, der sogar seine Liebe zu der Wotanstochter und Walküre Brunhild von Island verriet, um sich durch eine Heirat mit der burgundischen Prinzessin Kriemhild in die Thronfolge einzuschleichen. Denn seine Eltern waren keineswegs tot, wie uns der Film weismachen wollte. Siegfried ein wenig kritischer zu hinterleuchten wäre dem Streifen erlaubt gewesen. Aber uns diesen Blödsinn aufzutischen! Schon die dargebotene Biographie des Prinzen von Xanten: Findelkind, Schmiedesohn, Erik der Schmied, der seinen Balmung aus Meteoritenerz selbst schmiedet – ja, was denn noch alles?

Und dann der Schrott mit Fafners Gold: Den Nibelungen, irgendwelchen neblig-schemenhaften Geistkriegern, soll's gehört haben, der Drache Fafner hätte es geraubt, mit einem Fluch sei es behaftet gewesen, wer hat sich nur all diesen Mist ausgedacht?

Fafner und sein Bruder Regin hatten den Schatz von Wotan, Hödur und Loki als Wergeldzahlung erhalten. Ortr nämlich, Fafners und Regins Vater, war von den Asen erschlagen worden. Fafner betrog lediglich seinen Bruder um dessen Anteil, so daß Regin Sigurd (Siegfried) aufhetzte, Fafner zu erschlagen. Und wie das vor sich ging, dramatisiert der Film unzulässig.

Fafner wurde von dem jungen Recken keineswegs herausgefordert oder provoziert. Saggi lag von Anfang an in einem Hinterhalt, einer Grube, die der Drache auf dem Weg überquerte. Der Drache wollte saufen, schlurfte zum Fluß, kroch dabei über die tückische Grube, ahnte nichts Böses und bekam plötzlich ein Schwert ins Drachenherz. So war's gewesen.

Aber man muß ja an die Zuschauer denken. Denen muß 'was geboten werden. Und zwar etwas, was sie sehen wollen. Und was wollen sie sehen? Blut, Gewalt, Sex und nochmals Blut! Ohne Rücksicht auf Verluste!

Literaturhistorische Phantastereien, daß irgendwelche sächsischen Zwillingkönige Burgund bedroht hätten, entbehren gleichfalls jeder Grundlage. Lüdeger und Lüdegast waren dänische und sächsische Könige, die sich verbündeten. Kann man das nicht so zum Ausdruck bringen? Warum dieses Dazugeschmiere, wo es doch weder von der Dramaturgie her, noch von den filmischen Gegebenheiten einen nachvollziehbaren Grund dazu gab?

Ähnlich der Schwachsinn um die Freiung auf Island. Dort wurde keineswegs mit einer Doppelaxt aufeinander eingedroschen um hernach gemeinsam einen Wasserfall hinunterzustürzen. Eher fand eine Art Kreisspartakiade statt: Steinweitwurf, Speerweitwurf und ähnliches. Doch das ist ja nicht spektakulär genug!

Es gab noch einige dieser Ungereimtheiten. Es lohnt nicht, ihnen im Einzelnen nachzugehen. Was blieb unterm Strich? Ein drittklassiger Ritterschinken ohne Seele, Herz und Verstand. Man sollte ihn einmal gesehen haben. Aber man kann es ruhigen Gewissens bei diesem einen Male belassen.

The Village

ein Film von Herrn M. Night Shyamalan

B. St. Fjöllfross

Der ausgezeichnete Regisseur Shyamalan machte im letzten Jahre wieder von sich reden: The Village – Das Dorf – so nannte er seinen Streifen, der vordergründig wohl dem Gruselgenre zuzurechnen sein sollte.

Doch es wurde weitaus mehr daraus. So viel mehr, daß ich kraft meiner Wassersuppe als Schriftleiter meinem verehrten Herrn Kollegen Bajun die Feder aus der Hand nahm, um mich selbst des Themas anzunehmen.

Es wurde ein hervorragender Film. Eigentlich ein leiser, stiller, einer, der die Gewalt zwischen den Menschen verachtet, und der dennoch nicht umhinkommt, einzugestehen, daß dort, wo Menschen beieinander sind, Gewalt zwangsläufig mit am Tisch sitzt.

Worum geht es? Wir befinden uns im Pennsylvanien des Jahres 1897. So jedenfalls will es uns scheinen. Ein kleines Dorf, eine kleine Dorfgemeinschaft, etwas fünf Dutzend Menschen haben sich inmitten eines großen Waldes zu einem Leben zusammengefunden, welches in seiner Friedfertigkeit an die Amish oder die Hutterer erinnert. Es sähe nach einer ungetrübten Idylle aus, wenn, ja wenn nicht dieser Wald wäre, der das Dorf völlig einschließt. Ihn auch nur zu betreten fürchten die Dorfbewohner wie den Tod. Denn er wird von eigenartigen, monströsen Kreaturen bewohnt, die keinen Aufenthalt in ihrem Territorium dulden. Die bevorzugte Farbe dieser Ungeheuer ist rot.

Rot zieht sie an. Gelb stößt sie ab. Und so sichern sich die Dörfler gegen den Wald mit einem eigenartigen Befestigungssystem ab, welches von Wachtürmen, gelben Fahnen und nächtlichen Feuern markiert wird. Respektiert man diesen Limes, so darf man darauf bauen, daß auch die Ungeheuer auf ihrer Seite der Umrandung bleiben. Das ist auch durchaus erstrebenswert, denn Zusammenstöße zwischen den Kreaturen und den Dörflern brächten den Letzteren Tod und Verderben.

Zwangsläufig bildet die dörfliche Gemeinschaft von Covington eine von der Welt abgeschiedene Enklave, die ganz auf sich selbst bezogen und in einer Art seligen Autarkie miteinander verbunden ist. Keine störenden Einflüsse von außen verwirren das Leben, das Paradies scheint wiedergefunden.

Doch dann bricht das Unglück über die Leute hinein: Ein junges, hübsches, liebes - aber sich seiner selbst durchaus bewußtes, blindes Mädchen namens Ivy (Bryce Dallas Howard) und der zurückhaltende Lucius (Joaquin Phoenix) entdecken ihre Gefühle füreinander und beschließen zu heiraten. Der Einzige, den das empfindlich stört, ist der Dorftrottel (exzellent gespielt von Adrien Brody). Eine kindliche Zuneigung zu der schönen Ivy läßt ihn ihm eine unbezähmbare Eifersucht aufkeimen, die in einer Messerattacke auf den darauf völlig unvorbereiteten Lucius eskaliert. Der Sündenfall, wenngleich begangen von einem geistig Retardierten, ist über das Dorf hereingebrochen. Lucius überlebt schwerverletzt. Die Stiche im Bauch aber drohen eine Entzündung zu verursachen, an der der Bursche doch noch sterben könnte. Gebete helfen hier nicht mehr weiter.

Und jetzt beginnt sich der Schleier über Covington zu lüften. Der Vater der blinden Ivy, der dem Ältestenrat angehört, gesteht der Tochter, daß die Ältesten vor Jahren ein großes, unbewohntes Gebiet in Pennsylvanien angekauft hatten, um sich dorthin vor der ausufernden Gewalt in der modernen amerikanischen Gesellschaft zurückzuziehen. Hier planten sie, die alle durch diesen alltäglichen Terror mindestens einen ihrer Lieben grausam verloren hatten, für sich und ihre Nachkommen ein Leben aufzubauen, das abgeschirmt von den schädlichen Einflüssen des Geldes, der Gier, des Neides und der Brutalität verlaufen sollte. Ein Experiment von philosophischen Dimensionen, wie wir später noch sehen werden.

Die Monster wurden von den Ältesten erdacht, um die Nachwachsenden davon abzuhalten, das Dorf zu verlassen. Sie, die am eigenen Leibe das Trauma des Verlustes eines geliebten Menschen erfahren hatten, wußten zu gut, daß sich die elementare Wucht eines solchen Erlebnisses nicht auf Dauer würde vermitteln lassen. Die Neugier der nächsten Generation schon läßt die Angst vor den Erzählungen der Alten verblassen. Keine Macht der Welt also könnte verhindern, daß die Jugend in exakt dem Verderben entgegen strebe, vor dem ihre Eltern sie einst zu bewahren suchten.

Daher die aufwendige Inszenierung eines Dorfes Ausgangs des 19. Jahrhunderts, dem noch keine Massenmedien zu Gebote standen, der Deal mit der Regierung, selbst den Überflug über das als Wildreservat getarnte Gebiet zu untersagen, das ganze Brimborium um den puffernden Wald, der sicherheitshalber mit Monstern bevölkert wurde, um die vorwitzige Jugend am Durchqueren zu hindern. (Nicht ganz schlüssig an dieser Stelle erschien mir, woher die Dörfler das Brennholz als einzig verfügbarem Energieträger nahmen, wenn doch der Wald Tabu war, und wie sie den Kindern das Vorhandensein bzw. die Herkunft der metallischen Gerätschaften erklärten. Eine Sechzig-Seelen-Gemeinde kann kein autarkes Leben führen – es sei denn auf steinzeitlichem Niveau, aber auch und gerade dann wäre ein weitaus größeres Territorium und vor allem der Wald als Nahrungs- und Energielieferant unerläßlich. Doch diese kleinlichen Spitzfindigkeiten würden von der Kernaussage des Films unnötig ablenken.)

In einem Klima absoluter Gewaltlosigkeit also sollten die Nachkommen der Aussteiger aufwachsen. Selbst harmlose Rangeleien wurden als Vorstufe zur Aggression sofort und unnachsichtig sanktioniert.

An dieser Stelle läßt der Regisseur einen Blitz in das Konzept der Friedlichen fahren, der wahrscheinlich von den wenigsten Zuschauern wahrgenommen wurde. Die als wahrhaftiger Engel gezeichnete Ivy wirft im Angesicht ihres verblutenden Bräutigams alle pazifistischen Prinzipien über den Haufen und begibt sich zu dem Dorftrottel, der von der Gemeinschaft bereits im sogenannten „Stillen Zimmer“ arretiert wurde, um auf ihn einzuschlagen, was das Zeug hält. Die Betonung bei der Schilderung dieser Szene liegt deutlich auf dem Weg, den die von innerem Schmerz um ihren schwer verwundeten Liebsten gepeinigste Ivy zurücklegt. Nicht einmal Affekt könnte also hier geltend gemacht werden. Ivy hat den festen Vorsatz, den Trottel zu hauen, ihn für seine Tat mit der Ausübung von Gewalt zu strafen. Sie, die Kluge, die Führernatur, dazu ausersehen, die Geschicke der Dörfler dermaleinst maßgeblich zu beeinflussen, sie begeht den zweiten, den nachgerade entscheidenden Sündenfall.

Es wird ihr im Film nicht angelastet – zu gut kann sich jeder Zuschauer mit dem Mädchen und seinen Gefühlen identifizieren. Dennoch – an diesem Punkt, als sie dem Deppen das erste Mal eine runter haut, ist das elterliche Experiment definitiv gescheitert. Das Böse in Gestalt der vergeltenden Gewalt hat einen Durchschluß durch die ansonsten dichte Reservatsmauer erhalten und ist mit fliegenden Fahnen über dieses beschauliche Fleckchen Erde hereingebrochen.

Niemand wird deswegen ein anderer Mensch, die Dorfbewohner fallen nicht sengend und mordend übereinander her, das Leben geht weiter – aber die Unschuld hat beinahe unbemerkt ihren Platz räumen müssen – vertrieben ausgerechnet von einem ansonsten gutmütigen Narren und einem leibhaftigen Engel.

Herr Shyamalan konfrontiert uns unnachsichtig mit der Ambivalenz der menschlichen Natur, der Macht der Gefühle, der interagierenden Dynamik, die zwischenmenschlichen Beziehungen innewohnt, wo auch nur zwei Menschen aufeinandertreffen. Solche ubiquitären Verhaltensmuster halten sich nicht an Grenzen und nicht an utopische Konzepte.

Just diese filmische Konstruktion macht einen überragenden Teil der Qualität der Erzählung aus, mit der Herr Shyamalan das Kinojahr 2004 bereicherte.

Das Weitere ist eine fein gezeichnete, durch kluges Weglassen überladener Szenen große Romanze, die jeden Vorwurf der Verkitschtheit an sich abperlen läßt. Das blinde Mädchen begibt sich in den drohend aufragenden Zauberwald mit dem Ziel, ihn zu durchqueren, um in der nächsten Stadt Antibiotika für den schwerverwundeten Lucius zu holen. Ihre Liebe ist größer als ihre Angst, die den Zuschauer durchaus bewegt, mitreißt, erschüttert. Es ist eine gekonnte Neuauflage Grimm'scher Märchen mit umgekehrten Vorzeichen:

Das arme Mädchen beweist mit unerhörtem Heldenmut, wozu Liebe fähig ist, metamorphiert vor unseren Augen zur Prinzessin, die mit ihrer Unerschrockenheit und ihrem eisernen Willen, die eigene Angst zu besiegen, für ihre Prinzen das Leben erwirbt. Urängste vor der Dunkelheit und Gefahr des Waldes werden in uns wach, wenn wir die unsicheren Stolperschritte des Mädchens durch das widrige Gehölz begleiten. Verachtung empfinden wir für die beiden Burschen, die zu ihrer Begleitung auserkoren wurden und dann eigener Angst erliegend, das blinde Mädchen verlassen, um sich selbst

in Sicherheit zu bringen. Wir kämpfen mit den Tränen, wenn sie völlig mittellos eine Taschenuhr hergibt, um sich für die Antibiotika erkenntlich zu zeigen. Eine Taschenuhr, die ihr der Vater mitgegeben hatte, und die in all den Jahren keine Verwendung fand im Tagesablauf des Dorfes.

Doch das alles ist nur Beiwerk, so sehr uns die dynamische Dramatik des Geschehens anrührt. Die zentrale Frage, die Herr Shyamalan aufwarf, als er die allmächtige, die unvermeidliche Aggressivität des Nackten Raubaffen „Mensch“ zur Disposition stellte, mußte im Endeffekt verneint werden. Das an sich ist das tragischste Moment des ganzen Streifens. Hier begegnen wir dem größten Horror – denn diese Erkenntnis berührt ganz direkt unsere Perspektive als Gattung.

Doch ganz ohne Trost will uns der amerikanische Meisterregisseur indischer Anstammung nicht zurücklassen. Er stellt uns in diesem Paar Ivy/Lucius, die quasi als Analogon zu den Ureltern Adam und Eva fungieren, die Urkraft anheim, die der Menschheit vor Gottes Augen alleinig die Existenz rechtfertigt: die bedingungslose Liebe!

Diese Liebe, die in sich die Kraft birgt, alles, selbst die eigenen Existenzängste zu überwinden, die mit ihrer Hinwendung zum Nächsten die Antithese der Selbstsucht, der Gier und der diesen fatalen Eigenschaft entstammenden Brutalität postuliert, diese Liebe wird uns als ein Wegweiser ins Herz gepflanzt.

Jeder, der von einem guten Film mehr erwartet, als daß er ihn berieselt, wird diesem hervorragenden Werk amerikanischen Filmschaffens ein tiefes Wohlempfinden zu danken haben. Der Streifen ist es wert, gesehen zu werden.

Vom ABC zum Sprachkunstwerk

Ein Standardwerk zur deutschen Sprache

von Herrn W .E. Süskind

K. K. Bajun

Über dieses Buch zu schreiben, das ist uns ein Wagnis! Es anzupreisen macht uns im Herzen froh und doch recht bange. Denn dieses Buch setzt Maßstäbe. Es führt das Attribut „Standardwerk“ nicht nur im Titel – es ist eines! Glasklar geschrieben ist es und für jeden halbwegs gebildeten Menschen deutscher Muttersprache durchaus verständlich. Und hat er dann verstanden, und käme dieser Leser dann auf den Gedanken, diese Maßstäbe an unsere Landbotenbeiträge anzulegen – wir fürchten, erbarmungsloser Spott wäre uns armen Dilettanten so gut wie sicher.

Nichtsdestotrotz! Und sei es drum. Hier soll es darum gehen, einem wirklich guten Buch unseren publizistischen Beistand angedeihen zu lassen, um ihm die Ehre zu erweisen, die ihm gebührt. Ja, doch, wir empfehlen es aus ganzer und freudiger Seele! Die deutsche Sprache pflegt Herr Fjollfross mit einer gewaltigen, meisterlich gefertigten Orgel zu vergleichen, einem Instrument, dem Herr Mozart seinerzeit die Rolle der Königin unter allen Musikinstrumenten zusprach. Hunderttausende Pfeifen in Gestalt von Worten und Wortverbindungen, Satzstellungen und -kompositionen verleihen dieser besonderen Orgel „Deutsche Sprache“ einen vielschichtigen, feinfühligem und farbigen Klang. Wenn man sich ihrer zu bedienen weiß... Einer ihrer Virtuosen heißt W.E. Süskind. Man kann, wenn man die Orgel

einigermaßen zu spielen versteht, eine Fuga vom Meister Johann Sebastian Bach so spielen, daß das Publikum dabei einschläft, oder man kann so viel Feuer in das Spiel legen, daß den Zuhörern das Maul offen stehen bleibt und sie von den Tönen so berauscht sind, daß sie am Ende vergessen, wie man nach einer Zugabe verlangt.

Herr Süskind ist ein „Musiker“ von letzterem Schlage. Ein intimer Kenner seines Metiers, plaudert er zwanglos und erfrischend wie ein munterer Gebirgsbach über ein Sujet, das Generationen von Grammatikschülern in endlos drögen Paukstunden an den Rand der Verzweiflung trieb. Während er scheinbar staubtrockenen Begriffen wie „Hauptwort“, „Zeitwort“, „Partizip der Vergangenheit“ oder „Superlativ“ ein rosenblütiges Leben einhaucht, während er diese Sinn- und Inhaltsträger durcheinander krabbeln läßt wie Ameisen, umherschwirren wie Bienen – um sie letztenendes in wunderbarer Harmonie zusammenzufügen – das trieb uns zur Ekstase! Ein Grammatik- und Stilkundebuch verschlungen wie Herrn Defoes „Robinson Crusoe“ oder die Kriminalgeschichten des Sherlock Holmes! Wo gab's denn so was schon mal?

Und wieder und wieder würzt er seine Erklärungen mit lebendigen Beispielen. Er klatscht in die Hände, und die Worte, die seine Ausführungen untermauern sollen, kommen angetrabt wie eine Schar dienstbeflissener Lakaien! Hier spricht ein souveräner Herrscher in seinem Reich! Wo nahm der Mann all dieses Wissen her, woher den unerschöpflichen Fundus seiner Exempel?

Herr Süskind, der Gestalt gewordene Antipode aller vertrockneten Oberlehrer, aller Dogmatiker mit erhobenem Zeigefinger, nimmt uns mit auf eine spannende Reise durch das vom blendenden Prospekt versteckte Werk dieser Riesenorgel, zeigt uns die Verbindungen, Regeln, Seilzüge, Abhängigkeiten und geheimen Gelenkverbindungen hinter den allgemein bekannten Manualen und Pedalen. Wir erfahren so nebenbei, welche Pfeifen unweigerlich mitertönen, wenn man diese oder jene Taste anschlägt, was gar zu Disharmonien führt und zu schlechtem Stil.

Und wir merken, welch ein Wunderwerk uns die anheimgaben, die uns diese Sprache lehrten. Wie wir uns selbst erst durch ihren Gebrauch erfahren dürfen, ja, wie wir unsere eigene Persönlichkeit bereichern können, indem wir uns im Gebrauch dieser herrlichen Wortkunst täglich üben und zu vervollkommen trachten.

Wer mit diesem Instrument fahrlässig oder gar schludrig umgeht, der verdient nicht, es benutzen zu dürfen. Und verflucht sei die Journaille, deren Teil doch ist, diesen Hort, dieses gewaltige Kulturgut, diesen unermesslichen Schatz sorgsam zu hüten und die ihn preisgeben aus eigener Unbildung oder um einer verblödenden Leserschaft den Hof zu machen. Denn das sind Judasse, die um dreier Groschen am Kiosk willen die deutsche Sprache verscherbeln. Dabei entblöden Sie sich nicht, die faule Ausrede anzuführen, sie würden sonst von der Masse ihrer Konsumenten – von Lesern wollen wir hier bewußt nicht sprechen – nicht verstanden.

Das Gegenteil ist der Fall: In seinem Kinderbuch „Ein Kolumbus auf der Havel“ läßt Peter Abraham einen polnischen Schiffer sagen: „Ein gutes Deutsch versteht man immer!“ Und weiß Gott, so ist es! Die, für die das nicht zutrifft, die, deren hirnloser Sprachgebrauch zu einem anarchistischen Gebrabbel und Gestöhne verkommen ist, weil ihre hohle Dummheit diese Orgel zu einer mißtönenden Maultrommel degeneriert, diese Leute sollen sich in Rindviecher verwandeln lassen, auf die Weide gehen und grasen. Denn es tut nicht not, daß sich menschlicher Geist an sie verschwende! Eine Sprache ist etwas Organisches, etwas Lebendiges, etwas Liebe- und

Pflegebedürftiges. Eine Sprache ist ein Altar, an dem eine Kulturaktion opfern sollte um ihrer selbst willen. Rhetorik und Konversation sind hochachtbare Künste und zum Teufel mit einem Land, in dem selbst der Primus inter Pares keinen gepflegten und hörenswerten Satz mehr zustande bringt und das für die Hörer einzig Belustigende darin besteht, die peinlichen „äh's pro Minute“ mitzuzählen.

Herr Süskinds Buch ist ein Leuchtturm im Ozean der Sprachverflachung und der damit einhergehenden, unvermeidlichen Volksverblödung. Wer immer sich selbst etwas wert ist, der sollte Kurs halten auf diese strahlende Landmarke an den Gestaden der anspruchsvollen Literatur. Dieses Werk eines wahrhaftigen Philosophen der deutschen Sprache ist uns gleichzeitig ein unsinkbares Schiff, was uns dort hinträgt – wenn wir es nur wollen.

..vor lauter Nichtstun ganz erschöpft

Die Memoiren der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth

K. K. Bajun

Sehr gebildet soll sie gewesen sein, eine Philosophin gar, die, wenn das Schicksal ihr dahingehend gewogen gewesen wäre, dem Vernehmen nach das Zeug zu einer großen Königin auf dem Throne St. Georgs zu England gehabt hätte. Die Rede ist von Wilhelmine von Preußen, der ältesten Tochter des Soldatenkönigs und Liebblingsschwester Friedrichs des Großen.

Nun sind Memoiren dazu angetan, einiges über deren Verfasser zu erzählen, was über den gewollten Inhalt mitunter weit hinausgeht. Manch einer, wie der ehemalige und langjährige amerikanische Außenminister Henry Kissinger schreibt weit über Tausend Seiten und bringt es dabei fertig, sich nicht mit einem Wort in die eigenen, persönlichen Karten schauen zu lassen. Ein wahrer Chefdiplomat ersten Ranges! Solche Memoiren sind ganz einfach der verbindliche Entwurf eines Geschichtsbildes für nachfolgende Generationen und blenden die autobiographischen Elemente geschickt aus.

Andere, wie oftmals neuzeitliche „Sänger“, „Künstler“, Schauspieler oder Sportsgrößen, pinseln auf Teufel komm raus, weil sie der Ansicht sind, alle Welt müsse süchtig sein, nach dero Befindlichkeiten und kann das Gewäsch gar nicht erwarten. Dabei lassen sie oftmals pinseln, denn, sollten sie auch nur einen einzigen Brief von eigener Hand aufsetzen müssen, so würde man der Leere in ihren Hirnkästen alsbald gewahr werden: Kein Schimmer von Stil, Orthographie oder Grammatik – sie sind halt „VIPs“, prominente Schießbudenfiguren und das reicht ja schließlich.

Im 18. Jahrhundert aber gab es noch keine nennenswerten Ghostwriter. Wir können also davon ausgehen, daß die Königstochter Wilhelmine wirklich selbst an einem zierlichen Secretair eines Pavillons ihrer Eremitage gegessen hat und die Feder über das Papier kratzen ließ.

Was sie dort schreibt, ist in jeder Hinsicht bemerkenswert. Der erste und nachhaltigste Eindruck ist folgender: Ein hochwohlgeborener Kindergarten von Müßiggängern, eine gesalbte Clique von Tagedieben verpraßt mit ihrem gottlosen Leben das sauer erschufete Geld von Menschen, die, wenn diese Edelbrut sich überhaupt herabläßt, sie zur Kenntnis zu nehmen, als Subjekte und Kreaturen diffamiert werden. Doch dieser Umstand ist den Herrschaften kein Gedanken wert. Das ist ihr unantastbares Recht, und es ist völlig obsolet, die Frage einer ausgewogeneren Gesellschaftsordnung überhaupt zu stellen.

Während sich die Bevölkerung also den Buckel krumm schuften muß, um diese spätfudalen Parasiten zu unterhalten, verleben diese ihre Tage auf Erden in elendem Müßiggang. Soupers, Dinners, Jagden, Ausflüge, Kartenspiel und Maskenball, Menuett und Schauspiel. Da sich diese Aktivitäten nun aber Tag für Tag wiederholen, so widmet man sich bei Hofe noch einem anderen Sport: der Intrige! Hier geht es um Macht und Einfluß, Kabalen werden gesponnen, bei deren Umsetzung man sich so perfide dilettantisch verhält, daß der Gegner oder „Feind“ unbedingt die Chance haben muß, in die Parade zu fahren. Es wird Leuten ein „großes Geheimnis“ anvertraut, und zehn Minuten später weiß es der ganze Hof. Die Indiskretion wird gerügt, man schmolzt und begeht gleich darauf denselben Fehler. So wurde unter anderem Weltgeschichte geschrieben. Waren das alles exponierte Idioten?

Es scheint so, zumindest auf den ersten Blick: Dorftüssen und Bauernlummel in Reifrock und Gala, spießig und maßlos im Karikieren menschlicher Gefühle, die theatralisch zur Schau getragen werden, wo man ihrer doch realiter völlig zu entbehren scheint. Da wirft man sich der eigenen Mutter flehend zu Füßen, die einem schriftlich anzeigte, daß sie die Tochter von nun an als „ihre ärgste Feindin“ zu betrachten gedenke, einen Tag später ist das Wetter wiederum umgeschlagen, man konspiriert wieder gemeinsam und so geht das fort und fort.

Dabei entwickeln sich tatsächlich Tragödien. Selbst hochadlige Herrschaften verschwinden auf eine unwirtliche Festung bei Wasser und Brot, wenn nicht schlimmeres. Entwickeln sich kriegerische Auseinandersetzungen aus diesen Kindereien, so müssen nicht selten „Subjekte“ und „Kreaturen“ en masse mit Leben und Gesundheit für die Possen ihrer „Edlen“ bezahlen.

Nun ist von Kommentatoren dieser Memoiren richtig erkannt worden, daß Wilhelmine ein recht einseitiges, über weite Strecken überzogenes und verzerrtes Bild von den Höfen ihrer Zeit entwirft. Daß dem die Betrachtungen einer Frauenseele zugrunde liegen, erkennt man unschwer Zeile für Zeile. Familiendynamiken dominieren das Erinnernte, politische Ereignisse werden bestenfalls marginal besprochen, und dann auch nur, wenn sie in irgendeinem Bezug zu jener familiären Situationen stehen.

Kritische Bewertungen von Selbsteinschätzungen, mögliche Subjektivität in Erlebtem wie Reflektiertem, ja Selbstzweifel waren vor zweihundertundsiebzig Jahren völlig unbekannt: Man empfand etwas, man schrieb das auf und also war es wahr. Dialektik und Objektivität erschöpften sich schon in dem Versuch, zwei Charakterseiten einer zu beschreibenden Persönlichkeit zu beleuchten. „Sie war geistreich aber hatte faulige Zähne und einen üblen Geruch...“, „...er war weltgewandt, aber ein großer Intrigant und voller Eigennutz...“ – in diesem Tenor geht es munter langhin.

Dabei entspricht das Gesamtwerk einem nicht enden wollenden Schulaufsatz eines Drittkläßlers. Vier, setzen! Das ist die erste Reaktion, zu der sich ein moderner Leser mit einer akzeptablen sprachlichen Grundausrüstung hinreißen lassen möchte.

Sätze werden aufeinanderfolgend immer wieder mit einem öden „Ich“ begonnen. Geistloser und wenig farbenfroher Stil durchzieht das Buch, ermüdend das ewige Gejammer über seelische und physische Krisen, die die Fürstin zu sammeln scheint, wie ein Philatelist seine Briefmarken.

Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß die Zeit eine ungleich Härtere war. Die Erkenntnisse der abendländischen Medizin bedeuteten für die Betroffenen selten genug Heilung, sondern ganz im Gegenteil oft eine Vermehrung ihrer Leiden. Das Universalmittel war ein Aderlaß.

Allgemein anerkannt, bedeutet er häufig das Aus für die ohnehin schon geschwächten Patienten. Gleiches galt für die Tinkturen und Pülverchen, die als Medikamente verordnet wurden – was die Leute durchzumachen hatten, läßt sich nur schwer ermessen. Glücklicherweise, wer sich keinen Doktor leisten konnte! Und dabei waren selbst Leute von Stand in beklagenswerter Verfassung: Hygiene war unbekannt, Wasser als Mittel zur Reinigung verpönt, man war verdreckt und starrte vor Ungeziefer. Die prachtvollen Räume der Schlösser waren nicht minder verseucht, ja, ja: wenn Sie heute ein Schloß besuchen, so seien Sie sich dessen bewußt, daß Sie eigentlich einen Ausflug nach Disney-Land unternehmen. Sie glauben, das hat hier immer so gegläntzt, und die Herrschaften waren Ausbünde an Duft und Reinheit?

Weit gefehlt. Wenn Hofstaaten des Öfteren umzogen, dann hatte das hauptsächlich den Grund, daß das Gesinde, (die Kreaturen), monatelang beschäftigt war, den Dreck und die Exkremente der noblen Herrschaften aus den Zimmern und Gängen zu entfernen und das Gebäude wieder in einen halbwegs bewohnbaren Zustand zu versetzen. Es waren große Dreckspatzen, die sich ungeniert in ihre Wohnungen entleerten, wenn ihnen gerade kein Nachtgeschirr zur Hand war, und wenn sie im Labyrinth des Parks Blinde Kuh spielten und dabei fielen, konnte es schon passieren, daß sie in einem noch warmen Haufen von Fäkalien eines Höflings oder einer Dame landeten.

Dieses Wissen im Hintergrund und die Zeilen der für gebildet geltenden Markgräfin vor Augen, erschauern wir heute bei der Lektüre. Eine rohe und brutale Bande von „overgrown children“, wie die Engländer sagen würden, regierte die Geschicke ihrer Nationen. Der Terror der französischen Revolution wird mit einem Schläge nachvollziehbar. Irgendwann ging das nicht mehr! Die Äußerung, die Marie Antoinette zugeschrieben wird: „Was, das Volk hat kein Brot mehr? Dann sollen sie halt Kuchen essen!“ ist zwar sicherlich fiktiver Natur, gewinnt aber durch die dokumentierte Haltung, die uns aus den vorliegenden Lebenserinnerungen Wilhelmines entgegenleuchten, einiges an Authentizität.

Wenn uns all die Grafen, Herzöge, Prinzen und Prinzessinnen mit ihren ewigen, ebenso lächerlichen wie für sie damals essentiellen Rang- und Vortrittsstreitereien, ihrem Theaterdonner und Getöse vorgestellt werden, so empfinden wir Abscheu und Ekel vor der ganzen primitiven Truppe, die sich eigentlich als die Kulturträger des Abendlandes begriffen.

Ihre Bilder und Portraits, die Schilderung ihrer Persönlichkeiten, soweit sie uns gegenwärtig in gefälligen Übersichten dargeboten werden, fallen in sich zusammen, wie leere Kartenhäuser. Damen und Herren, die uns als klug und geistvoll beschrieben wurden, geben Platitüden und infantilen Nonsens von sich, aber wir wollen uns maßigen – wir urteilen in einem Abstand von einem Vierteljahrtausend – wer weiß schon, wie wir demaleinst bewertet werden!

Das führt uns zu der abschließenden Überlegung: Wie sieht es heute aus in den Spitzen von Staat und Wirtschaft? Sind Vergleiche zulässig? Wir denken: Ja! In jedem Falle. Sicher, die Damen und Herren von heute sind reinlicher, sie waschen sich, benutzen Klos mit Wasserspülung, die medizinische Versorgung und Prävention besteht auf einem weit höheren Niveau – aber die Verhaltensmuster der Nackten Raubaffen in Führungspositionen dürften von gleichen Motiven geprägt sein, wie damals.

Mit dem einzigen Unterschied, daß man dem Volk, dem großen Lummel, eine Demokratie vorgaukelt und ihm unablässig ins öffentliche Ohr flötet, es sei der Souverän. Dem zum Trotz haben sich doch die feudalen Strukturen von den Schalthebeln der Macht nie auch nur um ein Jota

entfernt. Dort geht es ganz genauso zu, wie ehemals: Stallgeruch, Herkunft, persönliche Bindungen, Hausmacht, Intrige und Kabale, Abhängigkeiten und Gefolgstreue – alles etwas dezenter in Szene gesetzt, alles etwas mehr hinter den Kulissen. Damit der Plebs stille hält, spielt man Komödie vor ihm, zeigt ihm, was er sehen will – mal jovial, mal seriös. Aber sind die Kameras abgeschaltet, dann fliegen die Masken vom Gesicht! Dann beginnt der uralte Tanz, in dessen Schritte uns die öden Memoiren einer preußischen Königstochter so vortrefflich durch das Hintertürchen eingeweiht haben.

Und hier ist es von Vorteil, daß die Zeilen von Frauenhand geschrieben wurden: Kein Mann vermag die Schwingungen und persönlichen Interaktionen so fein aufzufassen und so trefflich ins Bild zu setzen, wie eine Frau, die seit den Lagerfeuern der Steinzeit auf nichts anderes gedrillt wurde. Wie diese Details dann unmerklich das große Ganze zu determinieren beginnen – an dieser Stelle bekommen diese Lebenserinnerungen Farbe, ja geradezu Brillanz!

„...vor lauter Nichtstun ganz erschöpft!“ Wir haben dieses Zitat aus den Memoiren der Bayreuther Markgräfin zum Titel unseres Beitrags gewählt. In ihrer unschuldigen Provokanz ist diese Aussage nicht mehr zu überbieten. Sie ist gleichsam die Quintessenz des gesamten Werkes, in der sich das Wesen einer ganzen Kaste fokussiert.

Während Millionen Menschen von Tag zu Tag um ihre nackte Existenz rangen, und diesen Kampf immer wieder und millionenmal verloren, waren einige wenige, die sich aber für die Wichtigsten ihrer Epoche hielten, „vor lauter Nichtstun ganz erschöpft“.

Die Parallelen zur globalen Moderne sind auch hier unverkennbar: wenn die Neger, Inder und Südamerikaner eines Tages der reichen und dekadenten Nordhemisphäre eine Zweite Französische Revolution bereiten, dann wäre dies nach Lektüre dieses Satzes kaum verwunderlich.

Man sollte daher beizeiten aus den Fehlern der Vergangenheit lernen und eine Umkehr von den alten Prinzipien der selbstbezogenen Vettern-Mißwirtschaft, der Arroganz den Bestohlenen und Unterdrückten gegenüber, ja, der gesamten abendländischen Onanie in Erwägung ziehen, bevor es wieder einmal zu spät ist. Die stürzenden Türme von New York und der gesprengte Madrider Bahnhof sprechen diesbezüglich eine deutliche Sprache.

Legen wir also das Lineal an zwei bestimmte Punkte: die vorliegende Autobiographie einerseits und Ground Zero andererseits, und ziehen wir eine Gerade! Es bleibt uns unbenommen, diese Gerade in die Zukunft zu verlängern. Dann liegt die Entscheidung bei uns, welche Schlüsse wir aus dieser Milchmädchenrechnung zu ziehen und umzusetzen gewillt sind.

Wie das Christentum über Ostelbien kam...

Zur Eröffnung des neuen Christianisierungsmuseums der restaurierten Burg Ziesar

K. K. Bajun

Tausend Jahre ist es her, da war in den slawischen Gauen Ostelbiens der Teufel los. Das Blut floß in Strömen, Menschen verloren Hab und Gut, Welten gingen unter, Welten wurden neu erschaffen. Wie kam es zu solchen Umwälzungen?

Seit der Zeit der Völkerwanderung hatten westslawische Stämme das Gebiet zwischen Elbe und Oder besiedelt, das zuvor von den abziehenden Germanen verlassen worden war. Diese Slawen waren größtenteils einfache Fischer, Handwerker und Ackerbau treibende Frauen und Männer. Doch sie waren keineswegs das friedliche Landvolk inmitten eines Idylls, als welche sie uns die russische und damit ebenfalls slawische Besatzungsmacht nach dem Zweiten Weltkriege zum ureigensten Lobe verkaufen wollte.

Ähnlich den Hunnen und den Wikingern gab es auch unter den Slawen genug junge und ältere Männer, die das Waffenhandwerk betrieben und blitzschnelle, gut geplante und oft genug grausame militärische Expeditionen zu ihren Nachbarn unternahmen. Konnten sie dabei Sklaven erbeuten, so wurden diese umgehend auf bedeutenden Handelsplätzen wie zum Beispiel Jumne (Vineta) in Pommern verkauft. Feuer und Tod und Verwüstung waren dabei ständige Begleiter solcher Überfälle.

Nun hatten die westlich der Elbe siedelnden germanischen Sachsen, die seit Karl dem Großen bereits großflächig christianisiert worden waren, von solchen Heimsuchungen die Schnauze gestrichen voll. Das traf sich ganz gut mit den Intentionen der räuberischen und auf Expansion des eigenen Herrschaftsbereiches ausgerichteten Großen des Sachsenreiches. Diese hatten sich seit Chlodwig mit einer gewissen Sekte aus dem Mittelmeerraum zusammengetan, die in ihrer Funktionalität den modernen Scientologen nicht unähnlich war: Die Rede ist von den Christen.

Diese waren nach anfänglicher brutaler Verfolgung unter dem oströmischen Kaiser Konstantin dem Großen zu einem Machtfaktor aufgestiegen, der sich aus europäischen staatspolitischen Getrieben nicht mehr wegdenken ließ. Diese Christen lieferten zu allem Gewünschten den theologischen Unterbau und die entsprechende moralische Rechtfertigung. Welchen Spagat zwischen dem Friedensgebot ihrer Religion und den tatsächlichen Anforderungen eines auf Leben und Tod um Macht und Einfluß kämpfenden Feudalklüngels sie dafür auch immer zu machen gezwungen waren – sie bekamen das auf die Reihe!

Gemäß dem Missionsbefehl ihres unfreiwilligen Religionsstifters Jesus trachteten die Kleriker und Theologen dieser Kirche danach, das Pantheon der heidnischen Völker durch die Dreieinigkeit Gottvater, Gottsohn und Heiliger Geist zu ersetzen. Wenn es auch unbestritten ist, daß viele der damaligen Menschen diese Aufgabe mit wahrhaftigen religiösen Gefühlen wahrnahmen, so treffen wir auch hier auf eine Milchmädchenrechnung: Jeder Tempel hat Einkünfte. Zerstöre ich den Tempel des Perun, oder den des Donar, Triglaf, Swantewit, oder Zeus und setze an deren Stelle eine christliche Kirche, dann kassiere ich natürlich deren frühere Einnahmen. Wer über die Kasse das Sagen hat, ist nun mal Chef im Hause.

Also wurden waffentechnisch und logistisch überlegene sächsische Heere in einen mitteleuropäischen Urwald und Sumpf in Marsch gesetzt und über mehr als ein Vierteljahrtausend hub ein aberwitzig brutales Ringen über die Vorherrschaft in den neuen sächsischen Gauen an. Die wendischen Slawen, sozusagen die Indianer des europäischen Mittelalters, hatten unter anderem auf Grund ihrer Zersplitterung, ihrer technologischen Unterlegenheit und des vielfachen Verrats in den eigenen Reihen auf Dauer keine Chance gegen die Invasoren. Diese verstanden jedoch auch etwas von straffer Verwaltung und – von Kolonisationspolitik. Vermittels des Einsatzes sogenannter Lokatoren, wir würden heute Besiedlungsunternehmer sagen, wurde viel Volk aus den „zivilisierten“ Teilen Nordwesteuropas angelockt und unter der Zusage erheblicher Vergünstigungen in den neu erschlossenen Provinzen angesiedelt. Die einstigen Herren des Landes gerieten in eine aussichtslose Lage, sie wurden Knechte zweiter Klasse auf der enteigneten Scholle und

hatten fürderhin zu kuschen und zu schuften, wenn ihnen das nackte Leben lieb war. Ihre Kultur, ihre Sprache und ihre Traditionen wurden regelrecht vaporisiert. Vereinzelt Aufstände, die sich gelegentlich über einen längeren Zeitraum behaupten konnten, wurden letztendlich niedergeschlagen. Das Interessante an der Ostkolonisation war unter anderem der Umstand, daß man dieses gewaltige gesellschaftliche Projekt von Seiten des etablierten römischen Klerus in die damals ganz aktuelle Kreuzzugsideologie einpaßte. Sowohl rund um das Heilige Grab als auch im kalten und finsternen Norden Mitteleuropas lauerten die Heiden – und sie galt es unter Kontrolle zu bringen.

Muselmänner, Stedinger, Albigenser oder Slawen – Hauptsache sie verleugneten den christlichen Glauben der römisch – katholischen Kirche und deren Protagonisten! Dann waren alle Bedingungen für einen Kreuzzug gegen das gottlose Volk gegeben. Dann waren sie fällig!

Greuelpropaganda, die hie und da sicher auf einen wahren Kern zurückgriff, den sie alsbald in puren und geballten Horror verwandelte, trieb ihre ersten stinkenden Blüten. Jeder hielt den Gegenüber für den leibhaftigen Satan und behandelte ihn entsprechend. Ein in der Ausstellung, der der Artikel gewidmet ist, gezeigter Totenschädel spricht für die gesamte Epoche. Ein Schwert hatte ihn gespalten – von der Schläfe bis quer über die ganze Stirn. Wieder einmal hatte Kain seinen Bruder Abel erschlagen.

Als der Spuk vorüber war, da war das Land nicht mehr dasselbe. Die Gaue der Zirzipanen, Ruganer, Heveller, Spreewanen, Liutizen, Sorben und wie sie alle hießen, waren nunmehr Marken des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation. Die Landschaft hatte sich gewandelt. Riesige Waldgebiete waren gerodet worden, Sümpfe trockengelegt, Dorfstellen schossen wie Pilze aus dem Boden, florierten, gingen unter – je nach Fähigkeit der Lokatoren, der Angesiedelten und der Grundherren, je nach Boden und Wasservorkommen, je nach Geschick.

Die Wenden wurden „assimiliert“. „Auch so kann man ein Volk umbringen“, sagte schon der große Pruzze Heinrich Gerlach. All diese dramatischen Ereignisse fanden auf diesem unserem märkischen Boden statt. Es berührt uns noch heute in unserem Herzen. Unser Redakteur Herr Hübner wurde beispielsweise im Zisterzienserkloster Unserer Lieben Frau am See zu Lehnin in der Mark geboren, dessen erster Abt Sibold von wütenden wendischen Fischern in den 1180er Jahren bei dem Dorfe Nahmitz erschlagen wurde. „Lehnin“ – das ist wendisch und bedeutet „Hirschkuh“, wie denn im Polnischen „Jelenia“, oder im Russischen „Oljenh“ noch heute „Hirsch“ bedeutet.

So war dieses Wild eventuell so etwas wie ein Totemtier der ansässigen slawischen Bevölkerung. Markgraf Otto I. faßte diese Hirschkuh programmatisch an die Geweihten – und mit ihr alle, die ihr anhängen, als er erklärte: „... ich werde an dieser Stelle eine Burg bauen zur Bekämpfung des höllischen Feindes und seiner wendischen Bundesgenossen durch fromme Mönche...!“ Die Burg war dann das besagte Kloster, das sich zu einer der bedeutendsten Abteien östlich der Elbe entwickeln sollte. Die Zeche bezahlte größtenteils die slawische Urbevölkerung.

Was blieb, waren die Toten und die Orts- und Flurnamen und die Erinnerung an das Grauen, die jedoch mit den Generationen verblaßte. Gegen das Verblässen dieser Erinnerungen haben nun die neuen Herren der alten Bischofsburg Ziesar ein Zeichen gesetzt. Die angegriffene Substanz des geschichtsträchtigen Gemäuers, das in Jahrzehnten der mißbräuchlichen Nutzung arg strapaziert worden war, wurde in einer Weise saniert, daß der interessierte Besucher aus dem Staunen nicht mehr raus kommt! Mit

grandiosem architektonischen, archäologischen und bautechnischen Geschick wurden die alten Gemäuer der Burganlage so gestaltet, daß so gut wie alle Bauepochen dargestellt werden, ohne sich zu überlagern, zu beißen oder anderweitig zu stören. Wo moderne Elemente eingefügt wurden, geschah dies so dezent, daß das Gesamtensemble zu einer wunderbaren Synthese zusammenfand.

In diese Anlage hinein wurde die Dauerausstellung zur Geschichte des märkischen Christentums und der christlichen Kolonisierung plaziert. Das äußerst ansprechende und gelungene Konzept verzichtet weitestgehend auf dröge Vitruvianer, angefüllt mit endlosen Artefakten und umschweifigen Erklärungen. Was es zu berichten gibt, wird auf im Raum verteilten Kuben erzählt, die gleichzeitig Sitzgelegenheiten für die Besucher bieten. Immer wieder schweift der Blick von den Wänden, die Stümpfe alter Gewölberippen und vor Jahrhunderten vermauerte Türen freigeben, hin zu den übersichtlich verteilten Exponaten und wieder zurück auf die freigelegten, wundervollen spätmittelalterlichen Wandbemalungen. Man verzichtete weise darauf, die Reste zu ergänzen und die ursprüngliche Farbgebung aufzufrischen. Die Rekonstruktion des mittelalterlichen Gesamteindrucks vervollständigt sich in den Augen der Betrachter. Was uns hier begegnet ist eine museale Performance allererster Güte.

Die Texte selbst sind sicherlich aus christlicher Perspektive verfaßt. Dennoch spürt man mit jeder Zeile das Bemühen um ausgewogene und objektive Darstellung der Ereignisse, die unsere Heimat bis auf den heutigen Tag so nachhaltig prägen. Ein wenig vermisse wir eine fundierte Erklärung, warum sich die Brandenburger Bischöfe für eine Residenz entschieden, die von ihrem Dom und eigentlichen Sitz gut dreißig Kilometer entfernt lag. Sicher, es wird angeführt, daß die strategische Lage der Burg Ziesar an der alten Heerstraße zwischen Magdeburg und Brandenburg eine bedeutende Rolle gespielt hat. Wir nannten diese Heerstraße in unseren vorigen Artikeln des Öfteren die A2 des Mittelalters. Doch kann das allein ein ausreichender Grund sein? Starke Befestigungsanlagen, ja – aber die Insellage des Doms zu Brandenburg war auch nicht zu verachten. Was also trieb die geistlichen Herren wirklich fort aus der Dreistadt Brandenburg, die ihre Bischofskirche beherbergte und ihrer Diözese den Namen gab?

Auch hätten wir uns eine detailliertere Beschäftigung mit unserem großen Bischof Stephan Bodecker (1421-1459), dem sechsunddreißigsten Chef des Brandenburger Episkopates gewünscht, der zu einer Zeit, lange vor den berühmten Humanisten der Spätrenaissance, schon durchaus humanistische Ansätze verfocht, die obligatorische Schulbildung für Kinder der unteren sozialen Schichten einzuführen suchte und auch sonst ein geistlicher Hirte von Format war.

Dennoch – unter dem Strich bleibt uns nur, den Besuch dieser heimatkundlich äußerst wertvollen Ausstellung jedem wärmstens ans Herz zu legen, dem die Geschichte des Landes, in dem er lebt, nicht gänzlich egal ist. Wenn man aus dem Museum austritt, so sollte man nicht versäumen, auch der Kapelle des Bischofs Dietrich von Stechow einen Besuch abzustatten. Ein paar Schritte nur den Burghof hinunter gen Westen – und man wird durch die beeindruckendsten gotischen Wandmalereien belohnt, verborgen hinter einem schönen Gemäuer der norddeutschen Backsteingotik. Ein Baum Jesses, eine wundervolle und weithin berühmte Mandorla- Madonna und filigranes, gemaltes Maßwerk schmücken den zweietagigen Kirchenraum. Verläßt man die Kapelle, so erhebt sich über dem südöstlichen Winkel des Burghofes der erhaltene Bergfried – ein wuchtiger Donjon, gekrönt von einer steinernen Bischofsmütze. Ist man nicht zu müde, sollte man ihn erklimmen. Ein großartiges Panorama bis hinunter in die ersten Höhenzüge des Fläming entschädigt reichhaltig für die Mühe des Aufstiegs. Fünf Euro

kassieren die Besitzer der Burg für das Kultur- und Bildungserlebnis in ihren Mauern. Für viele Familien ist das eine Menge Geld, zugegeben. Dennoch, gemessen an dem großen Aufwand, der um die Wiederherstellung der bedeutenden mittelalterlichen Anlage getrieben wurde, erscheint uns dieser Obolus moderat und akzeptabel.

Deshalb möchte der Preußische Landbote ruhigen Gewissens seinen Lesern einen Ausflug nach der Burg Ziesar empfehlen. Sie ist leicht zu finden. Grüßt doch der große Burgturm schon von weitem die vorbeiziehenden Automobile auf der nahen Autobahn 2 zwischen Brandenburg und Magdeburg. Wie in alten Zeiten...

Wo brennt's denn?

„Lustige Geschichten“

Arier...

B. St. Fjollfross

Über dieses 63 Seiten starke, in Pappe gebundene Buch zu schreiben, fällt mir unsagbar schwer. Nicht allein, daß kaum einer unserer verehrten Leser wohl jemals die Gelegenheit haben wird, es selbst in den Händen zu halten! Es ist vor allem der Inhalt, der widerwärtige, abstoßende, fürchterliche Inhalt, der mir die Auseinandersetzung mit diesem Erzeugnis der Schwarzen Kunst so sauer werden läßt.



Sie werden fragen: „Was, bei einem Büchlein, das den Untertitel „Lustige Geschichten“ führt? Wie das?“ Ja, darum geht es. Vergessen Sie Marquis de Sades unsterbliche Sauereien, die sicher so manchen Schöngest zum Kotzen brachten. Bei entsprechender Abgebrühtheit konnte man sich darüber sogar noch in gewissem Maße amüsieren.

Die vorliegenden „Lustigen Geschichten“ aber sind mitverantwortlich am Tod Tausender deutscher Jungens, vielleicht vorher noch am Elend und am Leid der Menschen, die der Zielgruppe des Machwerks hilflos ausgeliefert waren.

Ich sehe schon ihr ungläubiges Staunen: „Wo brennt's denn?“ erschien 1939 als Heft 9 der nationalsozialistischen „Hilf mit!“ – Schriftenreihe, die von der Reichsverwaltung des NS-Lehrerbundes und der Schülerzeitschrift „Hilf mit!“ herausgegeben wurde.

Ein ehemaliger Jungpionier der DDR hüte sich zu sagen, „Frösi“ und Atze hätte es ja auch gegeben. „Hilf mit!“ hat eine andere, eine brutale, eine boshafte, eine höllische Qualität, die es so in keiner kommunistischen Jugendpropaganda je gab. Das war der „Stürmer“ für die Jugend! Dreizehn Geschichten sind in dem Buch versammelt, davon wurden zwei von Frauen und eine von einem offensichtlich intellektuellen Adligen verfaßt. Über die Hälfte des Inhalts steht unter starkem ideologischen Einfluß und hat eine nationalsozialistische Ausrichtung.



Die traurige Spitze unter den giftigen Texten halten ausgerechnet die von den Frauen Erna Lühmann und Olga Pöhlmann verfaßten Sudeleien „Rachulle, der Held“ und „Der Lebensretter“.

Rachulle wird als strammer HJ-ler gezeichnet, als knallharter und hirnloser Führer seiner Pimpfe, für den die schulische Beschäftigung mit den Wissenschaften müßiger und unwichtiger Weiberschleck ist und der seine gesamte Persönlichkeit über seine Muskulatur definiert. Sämtliche Auseinandersetzungen werden mit Gewalt und nicht mit dem Geist geführt – und darauf ist er stolz. Erst ein schmerzender Backenzahn droht ihn in die Knie zu zwingen. Und hier begegnet uns die ganze saudumme und eklige Manier der Nazis. Der künftige

Übermensch Rachulle begibt sich – weiß der Teufel wie es kommt – nicht zu einem SS-Zahnarzt, sondern zu einem gemütlichen und freundlichen, etwas beleibteren netten Herrn Dr. Sauer, um sich von ihm von seinem Übel befreien zu lassen. Nettigkeit ist die Sache eines so gestörten Brachialcharakters wie Rachulle nicht. Er fühlt sich durch sie gestört, ja nachgerade bedroht. „Bitte, Danke“ – Fremdvokabular für den HJ-ler! „Los, los!“ so kommandiert das vielleicht sechzehnjährige Bürschlein einen approbierten Mediziner!

Es dreht sich einem der Magen um! Und so weiß er auf die freundliche Zusprache des Zahnmediziners keine andere gedankliche Antwort, als „Nachher ermorde ich dich!“ Es ist diese dumpfe Breker'sche Heldengestalt, die einen anderen Menschen nur anzublaffen versteht. Statt eines Dankes nach getaner Arbeit schlägt das Vieh Rachulle die Hacken zusammen – bloß weg von dem schleimigen Untermenschen, dem fetten Studiker, der ihn gerade eben nicht nur von einem großen Leiden befreit sondern ungewollt auch seine eigene Verletzlichkeit vor Augen geführt hatte. Mit derselben Lern- und Lebenseinstellung, die von Frau Lühmann so hochgejubelt wurde, hätte ein Zahnarzt vom Typus Rachulle den kariösen Backenzahn höchstens mit einer 9mm Parabellum aus der Zahnleiste schießen können.

Quintessenz der Story: Als der Schmerz kaum noch auszuhalten war, hatte sich Rachulle an seiner HJ-Führerschnur festgehalten. Die Uniform also hatte ihn davor bewahrt, einzuknicken. Also faßte er den folgerichtigen Entschluß, Soldat zu werden. Sollte Frau Lühmann nach Gottes unerfindlichem Ratschluß den von ihresgleichen losgetretenen Weltkrieg überlebt haben, so gestatten wir uns, ihr einen leicht geänderten Schlußsatz vorzuschlagen: Statt „Rachulle ist Soldat geworden, und was für ein Soldat!“, regen wir an: „Rachulle ist eine von Himmlers sadistischen SS-Mordmaschinen im Protektorat und in der Ukraine geworden, der im Range eines Scharführers wehrlose Männer, Frauen, Kinder und Greise jüdischer Abstammung hinschlachtete, bis er in Nürnberg am Galgen der Alliierten hing.“

Frau Pöhlmann legt noch einen drauf: Sie führt uns nach Schweinfurt zur endenden Winterszeit. Der Main, der viele Wochen unter einer dicken Eiskecke lag, beginnt sich seines Panzers zu entledigen. Ein zum Penner

verkommener ehemaliger Artist balanciert angetrunken auf dem Geländer einer Mainbrücke, taumelt, stürzt in die eisigen Fluten. Eigentlich nicht schade drum, meint Frau Pöhlmann – denn der Penner gehöre zum Bodensatz des deutschen Volkskörpers. Nun trifft es sich, daß wiederum ein arischer Übermensch, der arme Fischer Friedrich Hirt, seines Weges daherkommt, in Gedanken schon bei seiner nationalsozialistischen Idylle: trautes, kleines Heim – Karin hall war nur für Bonzen wie Göring da – saubere Hausfrau, strammes Söhnchen. Da er aber ein Held ist, überlegt er nicht lange, sondern springt in den tosenden Strom, um unter Aufopferung seines wertvollen Lebens das wertlose des Penners zu retten, was ihm auch gelingt.



Sie sehen mich so zweifelnd an! Na gut, ich zitiere wörtlich: „Leben gegen Leben! Wertvolles gegen wertloses! –“ Zum Schluß haut er dem Trunkenbold noch eine runter und stapft ohne ein weiteres Wort zu verlieren, heldisch davon. Wahrscheinlich lag auf dem einzigen Tisch der Fischerhütte schon der Einberufungsbefehl an die Ostfront. Das war auch ganz gut so – da brauchte er wenigstens nicht mitanzusehen, wie seine Frau und sein strammes Söhnchen bei den gnadenlosen Bombardements Schweinfurts elend verrecken mußten. In einer weiteren Geschichte begleiten wir unter anderem Pimpfe auf eine ihrer Erlebnisfahrten. Sie übernachteten in einem Schloß, in dem es spuken soll.

Verursacher des Spukes ist - ein betrügerischer Jude, der einst einen treuen, deutsch-arischen Grafen schnöde übers Ohr gehauen hat. Alle deutschen Grafen sind treu und rechtschaffen, alle Juden fiese Betrüger. Irgendwann einmal passiert der Kaufmannszug des Juden wieder einmal die gräfliche Burg, in der die Pimpfe einige hundert Jahre später nächtigen sollten, der rechtschaffene Graf mutiert zum Raubritter, bestiehlt den Juden – was nur gerecht ist, nicht wahr, – und spricht mit donnernder Stimme: „Du hast mich betrogen, aber an deinem Leben liegt mir nichts. Ich werde dich härter strafen, denn ich weiß, daß es für euch Juden keine härtere Strafe gibt als die, euch euer Geld wegzunehmen.“

Sprach's, tat's und verschwand. Der Jud konnte ohne seinen Zaster nicht, machte der Kohle hinterher aufs Schloß und stürzte dabei von der Burgmauer in die Tiefe. Zumindest der Abtransport vom Gleis 17 des Bahnhofes Berlin-Grunewald in die Vernichtungslager von Auschwitz, Treblinka, Sobibor und Majdanek blieb ihm erspart. Dafür aber mußte sein unruhiger Geist fortan in dem alten Gemäuer spukend umgehen, um wimmernd nach seinem Gelde zu suchen. Kurioserweise beschrieb die Autorin das Motiv des soeben Beraubten mit: „Er wollte stehlen.“

Aber diese kleine Ungereimtheit wird ihr sicher nicht aufgefallen sein. Nachdem der Kastellan des Schlosses die Pimpfe mit der Gespenstergeschichte versorgt hatte, drangen aus einem der Schloßtürme wirklich schlurfende und scharrende Geräusche an die Ohren der Jungen. Ein neu in das Fähnlein gekommener Jungmann will sich profilieren und stürzt unerschrocken los, um dem Spuk auf den Grund zu gehen. Der Fähnleinführer will den Neuen nicht ganz allein lassen und eilt ihm nach. Aber nicht ohne einem der Pimpfe das – nota bene! – Kommando zu übergeben. Denn ohne lückenlose Kommandostruktur können deutsche Jungens nun mal nicht

schlafen gehen. Die beiden kühnen Erkunder finden ein paar Kastanien, die der stürmische Wind über den Fußboden des Turmes rollt und lachen. Das hören die Zurückgebliebenen, ohne den Hintergrund des Gelächters zu kennen. Lakonischer Kommentar: „Jetzt lacht dieser dreckige Jude auch noch... wahrscheinlich hat er seine Dukaten gefunden!“

Verstehen Sie jetzt, warum ich dieses Schundwerk an die Seite des „Stürmers“ stellte? Sie werden vielleicht sagen: „Soll doch diese Schwarte in dem muffigen und stinkenden Kellerloch der deutschen Geschichte bleiben und vergammeln! Da bestenfalls noch ein Dutzend Bücher dieses Titels im deutschen Reiche existieren, geht wohl kaum eine nennenswerte Gefahr für die heutige Generation aus. Sollte der Fjöllfross da nicht vielmehr „Mein Kampf“ oder Rosenbergs berüchtigten „Mythos des Zwanzigsten Jahrhunderts“ zerreißen?“

Letzteres haben andere schon oft und weitaus besser getan, als ich das je könnte. Zu „Wo brennt's denn?“ aber habe ich ein besonderes Verhältnis. Ein persönliches, quasi! Als Kind fiel es in meine Hände und ich las es mit den Augen und dem Verstand eines der Jungen, für die es ursprünglich geschrieben wurde. Ich weiß aus erster Hand, wie es wirkt. Ich hatte das Gift auf der Zunge – und es hat Jahre gebraucht, bis ich wieder davon frei kam – wertvolle Jahre gegen ein wertloses Buch.

Verstehen Sie! Für die meisten Kinder, die die Schule und ihre Pflichten zum Lernen damals wie heute als lästige Bürde empfanden, ist es eine Genugtuung, wenn eine Frau Lühmann ein Hohelied auf die Entbehrlichkeit der Bildung singt und wenn sie der rohen Gewalt eine Apologetik verschafft. Nicht die Streber werden unter dreizehnjährigen Jungen geachtet – sondern die Starken, die Schläger, die Tonangeber! Das erkannten die Nazistrolche – und das machten sie sich zunutze. Sie taten das mit so dämonischem Geschick, daß die Virulenz ihrer verbrecherischen und menschenverachtenden Ideen über den Tod des Dritten Reiches hinaus kein Jota an seiner Gefährlichkeit einbüßte.

Hier tritt uns die menschliche Dummheit in Gestalt eines brüllenden Satans entgegen. Für Pubertierende mit Weltbeherrschungsfantasien kann es keinen Leim geben, an dem er leichter und fester haften bliebe. Wer meine Erfahrung zu teilen in der Lage ist, der hat mit dieser besprochenen Schrift einen Zugang in die Psychologie der Werwölfe. Und daher ist diese Schrift wichtig. Sie gehört in einen Tresor, sie gehört in einen Giftschrank – aber sie muß aufbewahrt werden – um jeden Preis! Der ganze stumpfe Unverstand, den ein paar schlaue und gewiefte Nazibonzen über den Rest des deutschen Volkes wie eine Decke zu breiten trachteten, damit dieses in ihrem Namen zu einem blutrünstigen und brutalen Vollstrecker an den zu unterjochenden Völkern Europas und der Welt werde, nicht gewahr des Umstandes, daß es selbst längst zum Opfer dieser Canaille bestimmt war, hechelt uns in jeder Zeile dieses verderblichsten Vertreters der Kinderliteratur entgegen, das jemals in Druck ging. Abschließend sei die Geschichte zitiert, in der ein junger HJ-ler einem Pimpf, den er seinen Freund Emil nennt, die defätistische Vorliebe für einen Groschenheft-Detektiv namens Tom Kling auszutreiben sucht. Es muß wohl für einen Leser durchschnittlicher Intelligenz nicht extra



Hohelied der Gewalt

darauf hingewiesen werden, daß Tom Kling ein angelsächsischer Name ist. Werden hier die Haßtiraden der Goebbelsschnauze gegen Churchills Insulaner schon vorweggenommen? Wackeln die Fundamente der Dresdner Frauenkirche schon ob der zu erwartenden Antwort?



Vor den Augen eines Kindes...

Ebenfalls ein netter, gemütlicher Herr stellt sich als der Autor der Tom-Kling-Hefte vor. Erste große Enttäuschung! Der HJ-ler zieht eine Browning- (!-kerndeutsches Gerät, was?!) Pistole, hält sie dem völlig überraschten Autor unter die Nase und fordert Geld. Der zu Tode erschrockene Schriftsteller, der mit der Situation nichts anzufangen weiß und die vor ihm stehenden,

Wie dem auch sei. Emil hat leuchtende Augen, wenn er von den halsbrecherischen Abenteuern Tom Klings auf Gangsterjagd liest. Dem ideologisch gefestigten, älteren HJ-ler und Jungnazi paßt das gar nicht.

Also nimmt er den Pimpf bei der Hand und verspricht ihm, dem Meisterdetektiv einen Besuch abzustatten. Baffes Erstaunen in Emils Gesicht!

Sie suchen ein Haus auf, in dem ein „Verlag für Neue Literatur“ firmiert.

unberechenbaren Jugendlichen nicht einzuschätzen vermag, beginnt vorsichtig zu verhandeln – verhält sich also grundsätzlich anders, als sein Groschenromanheld. Nächste Enttäuschung! Der Pimpf ist geheilt. Um den guten Schein zu wahren und der unerträglichen Rüpelei die Spitze zu brechen, stellt sich der Browning als Feuerzeug in Gestalt einer Pistole heraus. Die Jungens ziehen ohne Geld ab – es ging ja auch nur um die moralische Belehrung. Abschließend wird noch die deutsche Abenteuerliteratur in Form von Winnetou und Old Shatterhand empfohlen. Vor allen Dingen! Wir wissen wohl alle, wie live Karl May seine Abenteuer erlebt hatte, wieviel Phantasie und Betrug einer ehemals verkrachten Existenz hinter diesen Werken steckt.

Nein, hier ist keine Moral zu gewinnen, hier ist Barbarei und Dummheit am Drücker. Es bleibt die Forderung, dieses Buch zu faksimilieren und als Anschauungsunterrichtsmittel in den Schulen zur Verfügung zu stellen. Seht her – so richtet man die Seele eines Volkes systematisch zu Grunde, um einigen großenwahnsinnigen, heuchlerischen und verlogenen Bonzen ein angenehmes Leben zu verschaffen. Bezahlt hat das deutsche Volk. Es hat gebüßt mit Millionen Toten und Krüppeln an Leib und Seele, mit seinen zerbombten Behausungen und Kulturschätzen, mit der Verachtung durch die Völker der Welt. Eine der Wurzeln liegt in gedruckter Form vor uns – in Gestalt von „Lustigen Geschichten“. Sie sind gewiß nicht zum Totlachen – dennoch: gestorben sind Viele!

Alle Illustrationen stammen aus dem besprochenen Buch. Der Verfasser

Inhalt

Ballonfahren über der Lausitz.....	3	Joachim Fernau.....	27
Baudolino	5	Julian Apostata	28
Das Fischkonzert.....	6	König Artus.....	30
Das Foucaultsche Pendel.....	8	Kultur im Fläming.....	31
Das Plauer Fischereimuseum.....	10	Machiavelli - Die Schule der Macht.....	31
Das Vermächtnis der Tempelritter	12	Napola.....	33
Der Eisenbahnkönig Bethel Henry Strousberg eine preußische Gründerkarriere	13	Olle und Dolle Räder.....	35
Der Herr der Ringe.....	15	Plauer Porzellan.....	36
Der Katharinenkirche aufs Dach gestiegen.....	16	Plauer Porzellan im Heimatmuseum der Stadt Brandenburg an der Havel	37
Der Untergang.....	17	Rabenschwarz - Zepter und Mordio.....	38
Die Wiedergeburt des St. Pauliklosters zu Brandenburg an der Havel	18	Siegfried und die Sagentöter –	39
Die neun Pforten	19	The Village.....	40
Die Passion der Beatrice	21	Vom ABC zum Sprachkunstwerk	41
Die Welt der Wirtschaft	23	...vor lauter Nichtstun ganz erschöpft.....	42
Durch die Erde ein Riß.....	25	Wie das Christentum über Ostelbien kam... ..	44
Ein Konzert zu St.Marien.....	26	Wo brennt's denn?	46
Wer war Hamsun?.....	26		